

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



Todesküsse



Die große Horror-Serie
von Jason Dark



Todesküsse

John Sinclair Taschenbuch Nr. 80

von Jason Dark

erschienen am 10.11.1987

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Todesküsse

»Lucky Lips« hieß der neue Lippenstift, der von einer cleveren Werbefirma in einer selten erlebten Kampagne bekanntgemacht wurde.

»Lucky Lips« war anders. Erotisch, zärtlich und dämonisch. Das aber erfuhren die Käufer erst später.

Wie auch meine Freundin Jane Collins, die nichtsahnend den Lippenstift kaufte...

Viele Bewohner ahnten den Untergang des Landes schon voraus, aber niemand wollte es zugeben oder sprach darüber.

Die Wissenden aus Atlantis, ob sie finsternen Göttern dienten oder nicht, trafen ihre Vorbereitungen in aller Stille. Wenn die große Katastrophe einmal über sie hereinbrach, sollten gewisse Dinge der Nachwelt hinterlassen werden. Es konnte ja sein, daß andere Menschen das Wissen nutzen wollten.

Auch die vier Gestalten, die im Schutz der Dunkelheit dem Meer entgegenschritten und nach drei Stunden Fußmarsch eine versteckt liegende Bucht an der felsigen Küste erreichten, dachten so. Sie hatten ebenfalls etwas sehr Wichtiges vor, das nur sie allein anging. Als Verschwörer bezeichneten sie sich, und so kleideten sie sich auch. Dunkles Linnen bedeckte ihre Körper. Es war zu weiten Gewändern genäht worden, die bei jedem Schritt Falten warfen und aufwallten. Die nackten Füße der Männer wurden von Sandalen umschlungen, deren Riemen fast bis unter die Knie reichten. Die Sandalen besaßen dicke weiche Sohlen, die sich bei jedem Schritt den Unebenheiten des Bodens anpaßten.

In der Nähe des Strandes spürten sie den Wind deutlicher. Da fuhr er über den feinen Sand und griff mit seinen unsichtbaren Händen hinein, wobei er lange Fahnen hochhob und sie über den Sand schleifte, bis zu den quer wachsenden Felsen an der Westseite der Bucht, die eine kompakte Mauer bildeten.

Schräg über ihr stand der Mond.

Eineschmale Sichel nur. Sein Glanz zeigte Blässe und Fahlheit. Er wirkte vor dem Hintergrund wie ausgeschnitten.

Sterne verteilten sich ebenfalls auf der dunklen Fläche. Kleine, helle Punkte, die irgendwie verloren aussahen.

Es war eine sehr klare Nacht. Oft genug bildeten sich besonders nahe der Bucht Nebelbänke, doch in dieser Nacht waren sie erst gar nicht erschienen.

Die vier Männer waren trotzdem vorsichtig. Häufig blieben sie stehen und lauschten gegen das Rauschen der Brandung, aber kein fremdes Geräusch zerstörte dieses Bild.

Sie waren sicher.

Über einen schmalen Pfad erreichten sie die Bucht. Sie besaß die Form einer gekrümmten Hand, war halbrund, nicht einmal sehr groß und am Ufer mit einem schmalen, feinen Sandstrand versehen. Das Meer sah dunkel aus. Wie ein breiter, wogender, in der Unendlichkeit verlaufender Teppich. Nicht weit vom Strand entfernt, noch am Rande der Bucht, hob sich etwas von der Oberfläche ab. Eine Silhouette, in der unteren Hälfte sehr plump wirkend, sich nach oben hin verjüngend und mit zwei Masten versehen, an denen das Leinen der Segel schlaff herabhing.

Es war ihr Schiff, das schon seit Tagen vor der Küste ankerte. Und es gehörte ebenso zu ihrem Plan wie der lange Marsch durch die finstere Nacht.

Sie gingen bis dorthin, wo die Wellen zu schaumigen Blasenstreifen ausliefen, schauten sich an und nickten sich zu. Die Dunkelheit machte ihre Gesichter fast gleich, so daß sie selbst wie der blaue Stein der Felsen wirkten.

Sie reichten sich die Hände, wobei sie kein Wort sprachen. In ihren Augen jedoch lag ein gewisses Schimmern. Es kündete davon, daß sie es geschafft hatten.

Einer von ihnen löste sich aus dem Kreis. Er schritt nach Osten und verschwand im Schutz einer überhängenden Felsnase, wo er für einige Zeit blieb und beim Zurückkommen ein hölzernes kleines Boot hinter sich herzog, das Platz für vier Männer bot.

Er schleifte es auf das Wasser zu, schob es hinein, die anderen halfen ihm, stiegen ein, als das Wasser ihre Schienbeine umspielte, und griffen nach den Rudern.

Sie kämpften gegen die anlaufende Brandung. Das Boot begann zu

schaukeln. Mal sah es aus, als würde es über die Wellenkämme hinwegfliegen, dann wieder sank es ab, ohne allerdings vom Wasser verschlungen zu werden, auch wenn die Wellen wie greifende Hände wirkten.

Gischt sprühte gegen sie.

Das Wasser zog und zerrte. Es wollte nicht zulassen, daß vier Menschen stärker waren, und mußte sich trotzdem geschlagen geben. Die Männer erreichten das Schiff. Einer von ihnen hatte sich hingekniet, nach einer Leine gegriffen, an deren Ende ein krummer Haken hing. Zielsicher warf der Mann Haken und Leine in die Höhe. Das krumme Metallstück hakte sich an der Bordwand fest. So blieb auch das kleine Ruderboot mit dem wesentlich größeren Zweimaster verbunden. Der Werfer machte den Anfang.

Er hangelte sich mit kräftigen, geschickten Bewegungen an der Leine hoch und turnte elegant über die Bordwand.

Seine drei Gefolgsleute warteten noch. Erst als der erste das Schiff inspiziert hatte und durch Winken den Erfolg verkündete, kletterten auch sie an der Leine hoch. Fast mühelos sah es aus. An Bord wurden sie erwartet, und sie schauten in die gleiche Richtung.

Mittschiffs stand ein wuchtiger Gegenstand, der allerdings durch Planen und Tücher verdeckt worden war. Für sie war der Gegenstand noch wichtiger als das Schiff.

Die vier Männer besprachen sich flüsternd und kamen zu dem Entschluß, noch ein wenig zu ruhen. Über einen Niedergang verschwanden sie unter Deck, wo die langen Bänke standen, auf denen bei großer Fahrt die Ruderer saßen und das Schiff bei Flaute fortbewegen mußten. Sie streckten sich auf die hölzernen Bänke nieder. Durch eine breite Luke über ihnen konnten sie in die Nacht und gegen den dunklen Himmel schauen.

Dieser Anblick hatte etwas Beruhigendes für sie. Niemand würde sie stören. Was sie bisher geschafft hatten, machte ihnen so leicht

keiner nach. Das lange Wandern hatte sie müde gemacht. Wie von selbst fielen ihnen die Augen zu. Schon bald bewiesen ruhige und regelmäßige Atemzüge, daß sie eingeschlafen waren.

Ein jeder von ihnen besaß eine innere Uhr. So war es nicht verwunderlich, daß sie fast zur gleichen Zeit erwachten, sich aufrichteten und sofort durch die Luke schauten.

Für sie wurde es Zeit, denn das Grau der Dämmerung schob die Finsternis der Nacht bereits zur Seite. Es würde nicht mehr lange dauern, bis die Sonne explosionsartig am Himmel erschien und ihre gleißenden Strahlen über das Land warf.

Dann war ihre Zeit gekommen.

Hintereinander schritten sie den Niedergang hoch. Ihre Bewegungen wurden mit jeder zurückgelassenen Stufe geschmeidiger und kräftiger. Der kurze Schlaf hatte gutgetan. Kaum an Deck, entfalteten sie eine fieberhafte Tätigkeit. Auch dies geschah, ohne daß sie sich abgesprochen hatten. Jeder hatte seine Aufgabe und wußte genau, was er tun mußte.

Sie teilten sich die Arbeit ein. Zwei Männer jeweils hießen die Segel. Sie arbeiteten geschickt. Es war ihren Bewegungen anzusehen, daß sie diese Tätigkeit nicht zum erstenmal machten.

Das Leinen glitt an den Masten hoch. Der erste Morgenwind fuhr wie ein Gebläse über das Meer und beulte die breiten Tücher schon aus. Die Männer befestigten die letzten Leinen. Das Schiff begann bereits zu schaukeln. Noch wurde es vom Anker gehalten, aber es zeigte sich schon unwillig, weil es nicht mehr länger an seinem Liegeplatz bleiben wollte.

Zu viert holten sie den Anker ein. Es war eine schwere Arbeit. Sie keuchten, die lange Kette schien kein Ende nehmen zu wollen. Auf ihren von Anstrengung gezeichneten Gesichtern glänzte der Schweiß. Manchmal wischten sie sich mit den Ärmeln ihre Gewänder über die Stirnen, und sie waren froh, als der Anker rasselnd in den dafür

vorgesehenen Kasten fiel.

Einer übernahm das Ruder.

Er turnte hoch zum Ruderstand. Seine Befehle gellten über das Deck. Der Wind blähte die Segel. Schwerfällig und etwas unwillig wirkend gehorchte das Schiff den Kräften der Natur. Es wurde zur Backbordseite gewendet. Am Heck lief schmatzend das Wasser zusammen, während der Bug schon einen weißen Bart aus Schaum und Gischt bekommen hatte.

Der Wind stand günstig. Er wehte fast immer aus der gleichen Richtung, das hatten die vier Männer mit einkalkuliert, und so verließen sie ohne Schwierigkeiten die Bucht, um in die aus dem Meer steigende und aufgehende Sonne hineinzufahren.

Das Meer gehörte ihnen!

Ein blanker, gläsern und hell wirkender Ozean breitete sich vor ihnen aus. Eine Weite, die einsam, aber auch glücklich machen konnte, je nachdem, ob man das Meer, die Sonne und den salzigen Geruch der Wellen liebte.

Das alles kümmerte die vier Seefahrer nicht. Der Wind wies ihnen den Weg in die Weite des Ozeans und vor allen Dingen in die immer höher steigende Sonne hinein.

Das war für sie ungemein wichtig. Die Kraft der Sonne würden sie ausnutzen.

Längst war das Festland hinter ihnen zurückgeblieben. Sie sahen es nicht einmal mehr. Im Westen hob sich ein schmaler Streifen von der Wasserfläche ab. Eine der zahlreichen Inseln, die den großen Kontinent in lockerer Reihenfolge umgaben.

Einige von ihnen waren bewohnt. Andere wiederum nicht. Sie galten wegen ihres Vulkanbodens und der kaum vorhandenen Vegetation als lebensfeindlich.

Noch immer fuhren sie der Sonne entgegen. Am Ruder standen sie

jetzt zu zweit. Die Fahrt verlief glatt. Das Meer war wunderbar ruhig. Der Wind blies nur aus einer Richtung, es gab kaum anlaufende Querwellen, und so rollte das Schiff seinem Ziel entgegen.

Sie hatten keinen bestimmten Punkt ausgemacht, sie wollten auch keine Insel anlaufen, sondern mitten auf dem Meer bleiben, dessen Oberfläche von den Sonnenstrahlen angehaucht wurde, doch der Himmelskörper stand den vier Männern noch nicht hoch genug. Sie würden ihre Aufgabe erst in Angriff nehmen, wenn der gleißende Himmelskörper im Zenit stand.

Das dauerte noch eine Weile. Als es soweit war, holten sie die Segel ein. Das Schiff verlor an Fahrt. Einen Anker konnten sie nicht werfen, weil die See hier einfach zu tief war.

Noch einmal verglichen sie den Stand der Sonne, bevor sie sich an die wichtige Arbeit machten.

Sie waren eine verschworene Gemeinschaft, kein Außenstehender wußte von ihren Plänen. Ihnen selbst war unwohl, weil sie nicht wußten, ob ihre Pläne so in Erfüllung gehen würden, wie sie es sich vorgestellt hatten. Jedenfalls hofften sie stark.

Keiner der Männer befand sich mehr am Ruder. Sie hielten sich dort auf, wo die Tücher und Planen den Gegenstand verdeckten, auf den es ihnen allein ankam. Seinetwegen hatten sie die beschwerliche Reise auf das Meer unternommen.

Sie schauten noch einmal hoch zur Sonne. Sie hatte jetzt ihren höchsten Stand erreicht, die wärmenden Strahlen fielen auf das Schiff und die Wellen.

Sie nickten sich zu. Ein jeder nahm den Platz ein, der ihm zustand. Die Wellen liefen klatschend gegen den Schiffsrumpf. Eine lange Dünung wiegte das Schiff. Der Wind fuhr auch über das Deck und spielte mit den Enden der Plane.

Acht Hände griffen danach. Sie brauchten sich gegenseitig keine

Befehle zu geben. Jeder wußte genau, wie er die Plane wegzuzerren hatte. Die Sonne brannte auf ihre Köpfe. Es war heiß geworden, und ein ebenfalls warmer Luftzug entstand, als die Plane zur Seite schwang und endlich den Gegenstand freigab, den sie so lange verdeckt hatten. Es war ein Sphinx!

Groß und mächtig. Eine Löwin mit dem Kopf einer Frau. Mensch und Tier gemeinsam, ein Rätsel, das auch schon den alten Atlanten bekannt war.

Der Körper schimmerte hellbraun. Die Sphinx lag, sah irgendwo gesättigt aus, wie eine Katze, die es sich bequem gemacht hatte, aber dabei auf der Lauer lag.

Selbst die Strenge des Gesteins konnte die Schönheit des Frauengesichts nicht überdecken. Ein breiter Mund, eine wohlgeformte Nase und zwei Augen, die aussahen, als würden sie leben.

»Sie wird sterben!« sagte einer.

»Ja, aber nicht für immer.«

»Dann werden wir nicht mehr sein«, bemerkte der dritte.

Und der vierte fügte hinzu. »Man wird sich an uns erinnern müssen. Atlantis kann nicht in Vergessenheit geraten.«

»Schauen wir zu, wie sie stirbt«, sagte der erste. Sie traten zurück. Von vier verschiedenen Seiten richteten sie ihre Blicke auf die Figur, die schutzlos den Sonnenstrahlen preisgegeben war. Das war auch die Absicht der Männer.

Minuten verrannen. Die Sonne schien weiter. Sie schickte ihre Strahlen auf die Sphinx, brannte erbarmungslos gegen den Rücken, wo sich das Gestein plötzlich auflöste. Es begann zu zittern, Tropfen bildeten sich, Blasen entstanden, platzten auf, wurden zu kleineren Tropfen, die sich über dem Körper verteilten und an beiden Seiten an der Gestalt nach unten rannen.

Aber nicht nur die obere Haut wurde von den Sonnenstrahlen

erwischt. Sie brannten sich in den Körper ein, zerstörten ihn ebenfalls von innen, weichten ihn auf, als wollten sie ihn schmelzen.

Die Figur »schwitzte« und sackte nach einer gewissen Zeit in sich zusammen. Lachen hatten sich bereits gebildet, aber noch hielt sie den Kopf stolz erhoben.

Auch er wurde nicht verschont.

Das Haar des Frauenkopfes erwischte es zuerst. Sehr langsam wurde es flüssig. Als träge, zähe Masse breitete es sich aus, floß auch über das Frauengesicht und verzerrte es zu einer Grimasse. Nichts blieb mehr von der Schönheit. Die Augen schmolzen weg, die Nase verkleinerte sich, der Mund schrumpfte, nachdem er zuvor eine schiefe Form angenommen hatte.

Der Schrei brandete urplötzlich auf. Ein Ruf, der über das Schiff hallte. Grausam, schrill, ein Schrei des Todes, der Qual, ein letztes Aufbäumen vor dem Ende.

Die vier Männer hörten zu. Keiner von ihnen rührte sich. Die Blicke waren starr auf den Körper gerichtet, der sich verkleinerte. Um ihn herum verteilte sich eine Lache.

Stunden vergingen, die Sonne wanderte weiter, aber sie hatte ihre Pflicht getan. Die Sphinx war geschmolzen.

»Sie ist ein Rätsel gewesen, sie wird für immer ein Rätsel bleiben«, erklärte einer der vier Männer. »Andere Völker, die nach uns kommen, werden sie übernehmen, und in einer fernen Zukunft noch wird man vor ihr sprechen. Unsere Sphinx aber, die erste überhaupt, die atlantische, die vor unseren Augen schmolz, wird ihr Erbe tief hinein in die Zukunft tragen und als Botin des Todes über ferne Welten hereinbrechen. Man wird ihr Erbe nie vergessen. Nie...«

Seine Freunde nickten ihm zu. Auch sie waren dieser Meinung. Gemeinsam gingen sie unter Deck, wo die geschmolzene Masse in einem großen Gefäß aufgefangen worden war und allmählich

abkühlte.

»Man wird sich an sie erinnern«, flüsterten die Männer und faßten sich an den Händen. »Man wird sich an sie erinnern. Irgendwann, wenn die ersten sterben durch den Todeskuß der Sphinx...«

Es gibt Menschen, die schaffen es immer wieder trotz zahlreicher Ablenkungen, andere Personen in ihren Bann zu ziehen. Zu dieser Gruppe zählte auch Rowena de Largo.

Schön, dunkelhaarig, verführerisch, gestylt und trotzdem eine eigene Persönlichkeit besitzend, war sie genau die richtige Frau für einen bestimmten Job.

Sie verkaufte die neueste Errungenschaft auf dem Gebiet der Kosmetik.

»Lucky Lips«, der neue Lippenstift, der andere Stift. Erotisch, zärtlich - und dämonisch. Erfüllt vom dämonischen Feuer der tiefen Leidenschaft, so hatten es die cleveren Werbestrategen erfunden und in Rowena de Largo genau die richtige Person gefunden, die den Lippenstift an die Käufer brachte.

Es war ihr gelungen, in die Abteilungen der Kaufhäuser einzudringen und dort einen Platz zu finden, der, wenn sie einmal anfang, ständig überlaufen war.

Viele Frauen fühlten sich in dieser künstlichen Glitzerwelt aus Glas, Strahlern, Flakons, Seifen und Parfümen wohl. Die nie abreißende Duftwolke in der Abteilung gaukelte ihnen etwas von einer tollen Welt vor, die sie sonst nur vom Bildschirm her kannten. Rowena de Largo tat alles, um diesen Eindruck noch zu verstärken. Sie stand ein wenig erhöht und hatte auf der Verkaufstheke vor sich die Dinge aufgebaut, für die sie Werbung machte. Der neue Lippenstift war überproportional vertreten. Er steckte in einer dunkelroten Hülle, die an den beiden Enden »goldene« Ringe besaß, so daß die Verpackung einen wertvollen Touch bekam.

Auch an diesem Vormittag drängten sich Kundinnen und

Schaulustige um den Stand. Alle Altersgruppen waren vertreten, vom Teenager bis hin zur Oma. »Lucky Lips« war eben etwas Besonderes. Man hatte es gehört, denn parallel zu Rowenas Life-Demonstrationen liefen noch die Werbe-Aktionen auf dem Bildschirm und in den Zeitungen. Rowena de Largo lächelte, an diesem Tag herrschte wieder starker Andrang. Sie wußte, daß ihr die Kundinnen einiges abkaufen würden, und sie fühlte sich sehr gut. An ihr war alles ebenmäßig. Das schwarze Haar, zu Locken gedreht, fiel leicht bis in den Nacken. Sonnenbraun präsentierte sich die Haut. Ein Hauch von Lidschatten betonte die eindrucksvollen Augen noch stärker. Der Mund war geschwungen wie eine schöne Welle.

Die Lampen waren so angebracht, daß sie Rowena nicht blenden konnten. Sie aber schaute von ihrem erhöhten Platz in die Gesichter der Kundinnen. Teils waren sie erwartungsfroh, manchmal ein wenig spöttisch, aber nie direkt ablehnend, selbst bei den älteren Zuhörerinnen nicht.

»Ich darf Sie, meine sehr verehrten Damen, hier begrüßen und freue mich, daß Sie zu mir gekommen sind, um sich von Lucky Lips überzeugen zu lassen.« Rowena setzte ein etwas mokantes Lächeln auf.

»Eigentlich hätte es dieser Überzeugung nicht bedurft, dieser Lippenstift spricht für sich selbst, aber es gibt Dinge, die kann man nicht oft genug wiederholen, weil sie eben so anders und besonders sind.«

»Wie besonders denn?« rief ein Mann, derein wenig abseits stand und sich jetzt unwohl fühlte, weil er die zahlreichen Blicke spürte, die sich auf ihn gerichtet hatten.

»Wie besonders, mein Herr? Wollen Sie ihn ausprobieren?«

Rowena hatte die Lacher auf ihrer Seite, und der Mann suchte nach einer Antwort. »Vielleicht meine Frau?«

»Das ist ein Wort, Sir. Wenn Ihre Frau den Lippenstift ausprobiert

hat, werden Sie begeistert sein. Sie haben dann ein anderes Wesen vor sich, eine neue Frau, verstehen Sie? Gerade weil der Lippenstift anders ist, wie ich schon sagte. Er ist erotisch, zärtlich - und dämonisch. Dieser Lippenstift erweckt in ihrer Frau ein Feuer, wie sie es noch nie zuvor erlebt haben, Sir. Sie werden plötzlich eine andere Person neben sich sitzen oder liegen haben. Der Lippenstift ist Stimulator und Rauschbringer. Er verändert, weil er aus einer besonderen Masse besteht. Mir hat eine Kundin einmal gesagt, sie würde ihn sogar als Rauschgift ansehen. Ja, er hat bei ihr wie ein Rauschgift gewirkt...«

»Ja, ja, erzählen kann man viel...«

»Ich bitte Sie, Sir.« Rowena tat entrüstet. »Aber doch nicht ich! Das habe ich nicht nötig. Fragen Sie die Damen hier? Haben Sie Lucky Lips schon ausprobiert?«

Einige hoben schüchtern die Arme.

»Und, meine Damen? Wie ist er Ihnen bekommen? Reden Sie ruhig offen. Ich kann Kritik vertragen, obwohl es nichts zu kritisieren gibt.«

»Er ist anders«, sagte jemand.

»Wie anders?«

»So prickelnd.«

»Wie Champagnerperlen auf den Lippen?« erkundigte sich die Propagandistin.

»So ähnlich.«

»Das habe ich gewußt. Ich hatte es nur mit anderen Worten beschrieben. Aber der Vergleich ist gut. Ein Lippenstift wie Champagner. Danke für diesen Tip, Lady.« Sie schaute wieder auf den männlichen Zuhörer. »Ich sehe es Ihnen an, mein Herr, meine Worte haben Sie nicht überzeugen können. Schade!« Rowena hob die Schultern und tat so, als sei sie enttäuscht. Einen Moment später aber sprang der Funke wieder über. »Nein!« rief sie. »So einfach lasse

ich Sie nicht wegkommen. Ich mag es nicht, wenn man an diesem Produkt zweifelt.« Sie hielt einen Lippenstift so hoch, daß ihn jeder sehen konnte. »Sir, ich bitte Sie, kommen Sie her. Bitte, meine Damen, lassen Sie diesen Ungläubigen durch.«

»Ich soll wirklich?«

»Ja, Sir, ich muß Sie einfach überzeugen, damit Sie Ihre Frau überzeugen können.«

Wieder fühlte sich der Mann unwohl und gleichzeitig in die Defensive gedrängt. Er sah die schadenfrohen Blicke der Kundinnen. Jede war froh, daß es nicht sie getroffen hatte, denn gegen die Sicherheit der Propagandistin wäre keine von ihnen angekommen.

»Gehen Sie schon«, sagte eine Frau und trat zur Seite. Die anderen machten es ihr nach. So schufen sie eine Gasse, die der Kunde zögernd betrat.

Er wirkte ein wenig hilflos. Es war ihm alles über den Kopf gewachsen. Sein Lächeln wirkte verkrampft, auf seiner Stirn glitzerten Schweißperlen. Das dunkle Haar zeigte schon graue Fäden. Er zwinkerte mit den Augen, als er zögernd auf die Theke zutrat, wo ihn Rowena de Largo erwartete.

»Darf ich Ihren Namen erfahren, Mister?« Sie beugte sich vor. Der Ausschnitt ihrer roten Bluse - es war die passende Farbe zum Lippenstift - klaffte weit auseinander und ließ tief blicken.

»Ich heiße Wilson. Gerald Wilson.«

»Danke, Mr. Wilson, daß Sie den Mut gezeigt haben, um Lucky Lips zu probieren.« Sie begann zu lachen. »Haben Sie eigentlich Angst vor mir?«

»Wieso?«

»Weil Sie so weit entfernt stehen.«

»Nein, aber ich dachte...«

»Kommen Sie, Mr. Wilson. Ich gehöre nicht zu den Frauen, die Männer fressen. Tm Gegenteil, ich liebe das andere Geschlecht.«

Da hatte sie die richtigen Worte getroffen, denn die übrigen Kundinnen begannen zu lachen.

Gerald Wilson bekam einen roten Kopf. Er wäre am liebsten in den tiefen Boden versunken und dort für immer geblieben.

Rowena de Largo streckte ihm beide Hände entgegen. Auf ihrer Handfläche lag der Lippenstift.

Rot wie gestocktes Blut und an den Enden die beiden goldenen Streifen. Sie nickte Wilson zu. »Nehmen Sie ihn. Nehmen Sie ihn, ohne zu bezahlen, und schenken Sie ihn Ihrer Frau, wobei sie ihr von mir einen Gruß bestellen. Werden Sie das tun?«

»Ja, ich nehme ihn.«

»Gut, sehr gut.« Rowena legte ihn in Gerald Wilsons Hand. Er schloß die Finger zur Faust. »Und denken Sie daran, Mr. Wilson«, gab ihm Rowena zum Abschied mit auf den Weg. »Lucky Lips ist anders. Erotisch, zärtlich — und dämonisch...«

Beim letzten Wort trat ein besonderer Ausdruck in ihre Augen. Er war irgendwie wissend, und Gerald Wilson schüttelte sich. Er hatte plötzlich das Gefühl, etwas Falsches getan zu haben, wollte den Stift wieder abgeben, das aber hatte die Propagandistin bemerkt, denn sie wandte sich rasch der übrigen Kundschaft zu.

Wilson zog sich zurück. Man sprach ihn an, die Bemerkungen waren witzig, auch spöttisch.

»Hoffentlich übernimmt sich Ihre Frau nicht«, sagte ein Zuschauer und lachte.

»Keine Sorge!« Wilson drängte sich an dem Sprecher vorbei. Beinahe fluchtartig verließ er die Abteilung.

Er ahnte nicht, daß er eine magische Zeitbombe in seiner rechten Faust hielt...

Eve Wilson saß in der Küche, trank Kaffee und dachte daran, wie mies das Leben eigentlich war.

Seit drei Monaten war sie ohne Job. Man hatte sie und andere

Mitarbeiterinnen kurzerhand auf die Straße gesetzt, denn ein großer Computer hatte die Arbeit der fünf Frauen übernommen. Zwei waren noch geblieben, sie wurden angelernt.

Und einen neuen Job zu kriegen, war verdammt schwer. Es gab einfach zu wenige freie Stellen und zu viele Hindernisse. Eve dachte über ihr Alter nach.

32 war sie jetzt, ein gutes Alter. Sie fühlte sich auch nicht alt, und sie hatte von einer Bekannten gehört, daß in einigen Lokalen Stripperinnen gesucht wurden.

Vielleicht sollte sie das machen. Der Job wurde nicht schlecht bezahlt, er war zwar depremierend, und sie konnte sich jetzt noch nicht vorstellen, daß zahlreiche Männeraugen ihren nackten Körper betrachten würden, aber niemand würde sie anfassen.

Da galten eherne Gesetze. Die Frauen, die in den entsprechenden Lokalen strippten, waren für die Kunden tabu. Sie kamen, traten auf, packten zusammen und fuhren zum nächsten Lokal, wo sie die gleiche Schau abzogen. Nur waren die meisten Mädchen jünger. Eve würde es schwer haben, einen Job zu bekommen, aber sie war auch nicht ohne. Die Kurven saßen genau an den richtigen Stellen, und auch ihr Busen konnte sich sehen lassen.

Gerald würde natürlich nicht begeistert sein. Er sah die Dinge anders. Sie stellte sich vor, wie er reagieren würde. Toben, schreien, mit der Scheidung drohen. Wenn er normalen Dienst gehabt hätte, okay, da hätte er nichts von der Stripperei mitbekommen, aber Gerald Wilson arbeitete im Schichtdienst. Er war bei der Bahn angestellt. Auf die Wechselschicht der Männer nahmen die Besitzer der Lokale keine Rücksicht.

Eve schlürfte ihren Kaffee. Sie hatte an diesem Morgen länger geschlafen und sich noch nicht fertig angezogen. Über den schwarzen Unterrock hatte sie nur den Bademantel gestreift, ein blaßrotes Gebilde aus Frottee, locker verknotet. Mittlerweile waren ihre

Haare ebenfalls trocken geworden. Sie rahmten den Kopf wirr an beiden Seiten ein und bedeckten die Ohren. Sollte sie den Job tatsächlich annehmen, würde sie sich halt die Haare färben lassen. Auch wenn sie erst ein paar graue Haare hatte, so wollte sie nicht auftreten.

Eve saß nahe dem Küchenfenster. Wollte sie hinausschauen, brauchte sie nicht einmal aufzustehen. Der Hinterhof wirkte ebenso grau wie der gesamte Tag. Es machte keinen Spaß bei dem Wetter. Dieser Mai hatte so begonnen, wie der April aufhörte, mies.

Aus dem Flur hörte sie Schritte. Eve verzog die Lippen. Sie wußte genau, wer kam. Ihr Mann besaß einen bestimmten Gang. Da er sehr fest auftrat, war er einfach nicht zu überhören.

Er schloß die Wohnungstür auf und rief sofort den Namen seiner Frau. Das wunderte Eve, sie war es einfach nicht gewohnt, es sei denn, Gerald hatte etwas Besonderes im Sinn.

»Ich bin in der Küche.«

Er stieß schon die Tür auf, nickte ihr zu und sagte nichts wegen ihres Aufzugs. Statt dessen beugte ersieh über den Tisch, um sie mit seinen Lippen zu berühren.

»Hi, Eve.«

Sie runzelte die Brauen. »Was ist los?«

»Wieso? Was soll los sein?«

»Du bist so anders.«

»Meinst du?«

»Sicher, ich kenne dich doch.« Sie schielte auf seine Schulter, die er auf ihre Schulter gelegt hatte.

Dann rutschten seine Finger ab, er ließ die Hand in der Tasche verschwinden, zog sie aber noch nicht hervor, sondern sagte: »Ich habe dir etwas mitgebracht.«

»Und was?«

»Rate mal.«

»Hör doch auf, ich weiß es nicht.«

Wilson zog die Faust aus der Tasche hervor. Den mitgebrachten Gegenstand hielt er in seiner Faust verborgen, legte sie auf den Küchentisch neben die Kaffeetasse und öffnete sie sehr langsam. Da er sie schräg hielt, rutschte der Gegenstand hervor und rollte auf den Tisch. In der Mitte kam er zur Ruhe.

»Was ist das denn?« fragte Eve.

»Ein Lippenstift.«

»Okay, das sehe ich. Deshalb machst du so einen Wirbel?«

»Es ist kein normaler.«

»Was dann?«

»Lucky Lips!« Er sprach den Namen mit einer satt klingenden Zufriedenheit in der Stimme aus, als wäre sein Geschenk etwas ungemein Wertvolles.

Eve hob nur die Schultern. »Ja, ein Lippenstift. Aber ich habe noch drei...«

Gerald schüttelte den Kopf. »Aber nicht Lucky Lips. Der ist anders, besser, erotisch, zärtlich - und dämonisch.«

Eve konnte nicht anders. Sie lehnte sich zurück, schlug die Hände gegen ihr Gesicht und begann zu lachen. »Nein, das darf doch nicht wahr sein«, lachte sie. »Du... du wirfst da mit Worten um dich, über die ich einfach nur lachen kann.« Sie ließ die Hände wieder sinken. »Erotisch, zärtlich und dämonisch. Woher hast du die Begriffe? Du hast sie dir bestimmt nicht selbst ausgedacht.«

»Nein, das sagte mir die Frau.«

»Welche Frau?«

Gerald nahm auf dem zweiten Stuhl Platz. »Diejenige, die mir den Lippenstift geschenkt hat. Sie war eine Vertreterin der Firma. Ich hatte über ihre Slogans gelacht, da schenkte sie mir den Lippenstift, damit ich ihn dir geben kann.«

»Und ich soll ihn ausprobieren?«

Gerald Wilson nickte. Er rollte den Stift auf die Hand seiner Frau zu. »Ja, das wäre toll.«

»Dämonisch, zärtlich.« Eve schüttelte den Kopf. »Das ist doch alles Rederei.«

»Probiere ihn doch mal aus.« Er drückte Eve den Lippenstift in die Hand.

»Jetzt?«

»Ja.« Gerald schaute in den Ausschnitt. »Viel trägst du nicht darunter. Schminke dir die Lippen und dann komm wieder zu mir in die Küche.«

Eve überlegte. Der Lippenstift war ihr im Prinzip egal. Durch seine Hilfe konnte sie ihrem Mann möglicherweise den Job schmackhaft machen, für den sie sich entschieden hatte.

»Na, willst du nicht?«

Sie zögerte. »Es ist so komisch, fast wie ein Überfall. Damit habe ich nicht gerechnet.«

»Freue dich doch, daß ich dir den Lippenstift mitgebracht habe. Kleine Geschenke erhalten die Liebe.«

Eve lächelte ihren Mann an. »Wenn du meinst«, sagte sie und nahm den Stift an sich. Dann stand sie auf.

»Wo willst du hin?«

Eve strich über Geralds Haar. »Ich soll mich doch für dich schönmachen, oder nicht?«

»Ja, natürlich.«

»Dann gehe ich ins Schlafzimmer.«

»Soll ich mit...?«

»Nein, du bleibst hier. Ich werde dich schon rufen. Wenn du kommst, überrasche ich dich auch.«

»Womit denn?«

»Vielleicht mit einem kleinen Strip?« Geralds Augen wurden groß. »Was hast du da gesagt? Du willst tatsächlich strippen?«

»Traust du mir das nicht zu?«

»Schon, aber...« Er schob seine Hände über die Hosenbeine, weil die Handflächen feucht geworden waren. »Ich traue dir alles zu, wirklich. Nur kommt das ein bißchen plötzlich.«

»Für mich nicht, mein Lieber.« Ohne eine nähere Erklärung abzugeben, verschwand Eve aus der Küche, um vom Flur aus das Schlafzimmer zu betreten. Ihr Mann hörte noch, wie sie die Tür ins Schloß schmetterte. Gerald war überrascht. Daß sein kleines Geschenk bei Eve so eine starke Wirkung erzielt hätte, damit hätte er im Traum nicht gerechnet. Er dachte an die Worte der Propagandistin. Sie hatte den Lippenstift unter anderen als erotisch bezeichnet. Das schien sogar zu stimmen, obwohl Eve ihn noch nicht aufgetragen hatte.

Möglicherweise hatte er etwas an sich, daß ein Mann nicht wahrnahm. Es gab ja da gewisse Dinge, die nur von den sensibleren Frauen bemerkt wurden.

Jedenfalls schien der Morgen noch einen sehr interessanten Verlauf zu vernehmen. Gerald rechnete sich aus, wie lange das dauern konnte, bis seine Frau geschminkt war. Eine genaue Zeitangabe zu machen, war nicht möglich, doch er ging davon aus, daß die Spanne reichte, um ein Glas trinken zu können.

Die Flasche stand im Kühlschrank. Gin fand er nicht mehr, Brandy auch nicht, er entdeckte aber neben aufgestapelten Tellern den Rum. Den trank er nur zur Not und dachte daran, daß so ein Notfall eingetreten war.

Gerald kippte einen kräftigen Schluck in ein Wasserglas. Fast bis zur Hälfte ließ er es vollaufen. Mit dem Glas in der Hand nahm er wieder am Tisch Platz und trank die ersten Schlucke. Das Zeug schüttelte ihn regelrecht durch, wärmte aber auf, so daß er rote Wangen bekam. Sein Hals brannte.

»Mistzeug«, keuchte er und zündete sich eine Filterlose an. Von

seiner Frau lagen noch zwei Kippen im Ascher. Die Filterstücke besaßen einen roten Rand, wo sich der Lippenstift abgedrückt hatte. Er starrte darauf und lächelte. Bald würde sie einen anderen Lippenstift ausprobieren, das war sicher.

Er schaute auf die Uhr, rauchte und trank den nächsten Schluck, der schon nicht mehr so brannte. Einige Minuten waren vergangen. Gerald hatte sich nie dafür interessiert, wie lange es dauerte, bis Eve mit dem Schminken fertig war, jedenfalls kam ihm die Zeit doch ziemlich lang vor. Die Tür zum Flur stand offen. Gerald schielte hin, er rief nach seiner Frau, bekam jedoch keine Antwort.

Zwei Züge nahm er noch, drückte den Glimmstengel aus und leerte das Glas, bevor er aufstand. Er wollte einfach nicht mehr länger warten und verließ die Küche. Im schmalen düsteren Flur trat er leiser auf. Die Dekkenlampe brannte nicht. Links hing die Kleidung an den Garderobenhaken. Sie roch muffig.

Vor der Schlafzimmertür blieb er stehen. »Eve?« rief er gerade so laut, daß sie ihn auch hören konnte.

»Moment noch...«

Er lauschte dem Klang der Stimme nach. Hatte sie nicht anders geklungen als sonst? Etwas rieselte seinen Rücken hinab. Es war ein kaltes Gefühl, er wußte auch nicht, weshalb es sich eingestellt hatte. Bestimmt war es die Aufregung, gepaart mit der Spannung auf etwas Neues.

»Kann ich jetzt kommen?«

»Ja.«

Gerald holte noch einmal Luft, bevor er die Klinke nach unten drückte. Verdammt, er war noch immer aufgeregt und schalt sich selbst einen Narren wegen dieses Gefühls.

Dann drückte er die Tür auf. Sein Blick fiel auf das Bett und den Schrank an der Breitseite. Eve war nicht zu sehen. Sie mußte sich rechts der Tür aufhalten, wo auch der Spiegel an der Wand hing. Er

ging einen Schritt in den Raum hinein und kam sich plötzlich vor, als würde er über dicke Watte laufen und dabei nicht einsinken.

Da war etwas anders geworden. Eigentlich hatte er darüber lächeln wollen, das mißlang.

So schaute er auf den Rücken seiner Frau, die sich in diesem Moment umdrehte. Sie hatte ihren Bademantel abgestreift, trug nur mehr den schwarzen, sehr kurzen Unterrock und den dünnen Slip aus dem gleichen Material.

Sie schaute ihn an, er schaute sie an - und begann zu schreien!

»Es kann Tote geben, John!«

Die Frau, die diesen Satz sprach, saß mir gegenüber und schaute mich starr an.

Sie hieß Jane Collins, war einmal eine Hexe gewesen, bis wir sie von diesem Bann hatten befreien können. Jetzt lebte sie bei Sarah Goldwyn, der Horror-Oma, wo sie sich wohl fühlte.

Wir hatten uns nicht in meinem Büro getroffen, sondern in einer dieser modernen Bio-Bars, wo es keinen Alkohol gab, dafür zahlreiche Fruchtsäfte und Salate.

Die Bar war klein, aber sehr hell eingerichtet. Der Boden bestand aus weißen Fliesen, die Theke aus hellem Kunststoff, und nur die Plastikstühle besaßen eine rote Farbe.

In der Bio-Bar saßen zumeist Jugendliche, Schüler, die einen Drink nahmen. Alkoholfrei wurde allmählich »in«. Das fand ich keinesfalls negativ.

Jane hatte ein Glas mit Möhrensaft vor sich stehen, ich hatte mich für die Orange entschieden, und ich dachte über ihren ungewöhnlichen Satz nach.

»Ks wird also Tote geben«, wiederholte ich.

»So ist es.«

»Und du weißt es genau?«

»Ziemlich sicher.«

»Woher?«

Jetzt lächelte sie. »Von einer gemeinsamen Bekannten. Kara hat es mir erzählt.«

Das war die zweite Überraschung. »Kara«, wiederholte ich mit leiser Stimme. »Ist das denn wahr?«

»Ja, das ist es. Wir trafen uns, und sie berichtete mir davon, daß bald einiges los sein würde.«

»Weshalb ist sie nicht zu mir gekommen?«

»Keine Ahnung, John, aber sie bat mich, dich einzuweihen.«

»Das hast du hiermit getan«, erklärte ich nickend und dachte daran, daß Kara, die Schöne aus dem Totenreich, eigentlich nur eingriff, wenn Dinge geschahen, die im längst versunkenen Kontinent Atlantis ihren Anfang genommen hatten. »Ging es um Atlantis?«

»Auch.«

»Das ist immerhin etwas«, erklärte ich spöttisch. »Mehr hat sie dir nicht gesagt?«

»Dann geht es noch um eine Droge, verstehst du? Es soll eine Droge aus Atlantis auf dem Markt sein. Jemand hat sich dieser Droge angenommen und sie verpackt.«

»Aber nicht in Zeitungspapier«, sagte ich grinsend.

»Sei nicht albern, John, natürlich nicht. Diese Droge ist verdammt gefährlich. Sie ist außerdem erotisch, zärtlich und dämonisch.«

Ich hatte zugehört und getrunken. Jetzt setzte ich mein Glas ab. »Das habe ich doch schon gehört.«

»Kann sein.«

Jane wollte nicht mit der Sprache herausrücken. Ich überlegte und hörte gleichzeitig auf die Musik, die plötzlich hart und fetzig aus zwei Lautsprecherboxen drang. Sie wurde zum Glück leiser gedreht, so daß Jane und ich uns wieder unterhalten konnten.

»Ein Lippenstift.«

»Genau, John.«

»Lucky Lips!« Ich lachte hart auf. »Wer den nicht kennt, hat die Werbung verpennt.«

»So ungefähr.«

»Was hat Kara mit diesem Lippenstift zu tun?« erkundigte ich mich.

»Gar nichts, sie weiß eben nur Bescheid.«

»Worüber denn?«

»Über die Gefährlichkeit.«

Das war mir alles zu vage. »Lippenstift«, dozierte ich. »Das ist doch ein Schminkstift, der sich aus verschiedenen Wachsen und Ölen zusammensetzt. Dann gibt es Farbzusätze, meist Eosin.«

»Und woher stammt er?« fragte Jane.

»Das weiß ich nicht.«

»Aus dem alten Ägypten. Dort haben sich die Frauen schon geschminkt. Sie nahmen für ihre Lippen verschiedene Rotschattierungen. Die Griechinnen gewöhnten sich ebenfalls an den Lippenstift. Sie schminkten ihre Lippen in einem hellen Mennigrot.«

Ich nickte Jane zu. »Gratulation. Du hast dich gut vorbereitet. Wirklich. Meine Anerkennung. Nur frage ich dich, was dies alles mit Kara zu tun hat?«

»Sie sprach davon, daß tödliche Lippenstifte auf dem Markt sind.«

Mein Gesicht wurde ernst. »Moment mal, soll das heißen, daß diejenige Person, die den Lippenstift aufträgt, stirbt?«

»Nein, das nicht. Aber derjenige, der von der anderen Person geküßt wird.«

»So ist das.« Ich räusperte mich. »Du hast vorhin den Markennamen Lucky Ups erwähnt. Soll das heißen, daß sämtliche Lippenstifte Mordobjekte sind?«

»Nicht alle, John, nur einzelne Exemplare. Leider weiß Kara nicht, weiche es sind und ob schon etwas passiert ist. Sie läßt dir durch mich bestellen, daß du dich nicht wundern sollst, wenn etwas

passiert. Sie hat vor, diesen Dingen Hinhalt zu gebieten.« Jane hob die Schultern. »Das ist eigentlich alles.«

Ich schaute sie nachdenklich an. »Da noch nichts geschehen ist, können wir davon ausgehen, daß sich Kara bisher geirrt hat.«

»Ja.«

»Aber weshalb ist der Lippenstift so gefährlich? Aus welcher Masse besteht er?«

»Das wußte Kara nicht genau. Sie ging davon aus, daß der Stift aus Ingredienzien besteht, die es schon im alten Atlantis gegeben hat. Zutaten, die nicht nur gefährlich sind, sondern dämonisch oder magisch beeinflußt. Wie du willst.«

»Hm«, murmelte ich. »Das kann tatsächlich gefährlich werden, wenn alles zutrifft.«

»Ich jedenfalls glaube daran.«

»Hat Kara gesagt, daß sie sich mit mir in Verbindung setzen will?«

»Nicht direkt. Wie gesagt, du sollst erst einmal Bescheid wissen. Noch ist ja nichts geschehen.«

Ich dachte in eine andere Richtung. »Kara hat eigentlich immer recht gehabt, wenn sie sich mit gewissen Dingen beschäftigte. Ich frage mich nur, welche Masse es sein kann, aus der dieser tödliche Lippenstift hergestellt wurde?«

»Kennst du die Sphinx?«

»Sicher. Die rätselhafte Sphinx aus dem alten Ägypten. Wer kennt die nicht?«

»Du bist auf dem Holzweg, John.«

»Wieso?«

»Es gibt oder gab noch eine Sphinx. Und zwar die schreckliche. Sie ist eine Figur aus der griechischen Mythologie. Ich habe mich erkundigt. Sie ist eine Löwin mit dem Kopf einer Frau, die in der Gegend von Theben hauste und Vorübergehende auffraß, die ihre Rätsel nicht lösen konnten. Sie konnte dann von Ödipus bezwungen

werden.«

Ich hatte genau zugehört und stellte meine nächste Frage. »Okay, wo ist die Verbindung zu Kara oder Atlantis?«

Jane lächelte etwas mokant. »Haben die alten Griechen nicht als erste über Atlantis geschrieben?«

»Ja, Plato.«

»Da hast du die Verbindung. Die Griechen müssen die schreckliche Sphinx von Atlantis übernommen haben. So sehe ich es, und Kara ist der gleichen Ansicht.«

»Aber sie kann nichts tun?«

»Noch nicht.«

Ich leerte mein Glas. »Dennoch ist es ein verdammt weiter Weg von einer Sphinx bis zum Lippenstift. Wie du diese Verbindung knüpfen willst, Jane, ist mir schleierhaft.«

»Ich knüpfe sie nicht. Kara hat mich darauf hingewiesen. Sie spürt, daß sich etwas entwickelt oder schon entwickelt hat, und ist unterwegs, um das Unheil zu stoppen oder einzudämmen.«

»Wie soll ich an den Fall herangehen?«

»Vielleicht von der kriminalistischen Seite. Du solltest dich mit der Firma näher beschäftigen, die diese Lippenstifte herstellt. Mehr eigentlich nicht.«

»Das kann ich nicht.«

»Wieso nicht?«

»Weil es keine Beweise gibt. Ich kann nicht in Etagen dieses Konzerns oder der Firma eindringen und den Leuten mit reinen Vermutungen kommen. Ich muß schon etwas in der Hand haben.«

»Ein erstes Opfer?«

»Das nicht gerade. Es können auch schriftliche Beweise sein. Geständnisse, was auch immer.«

Jane holte tief Luft. »So etwas ist natürlich schwer zu bekommen, aber nicht unmöglich.«

»Wie meinst du das?«

Sie runzelte die Stirn, lächelte dabei und legte die Handtasche auf den Tisch, bevor sie die Klappe öffnete, in die Tasche griff und den Lippenstift hervorholte, der auf den Tisch rollte und von ihrem Glas gestoppt wurde.

»Das ist er«, sagte Jane. »Neu, nicht gebraucht, also noch jungfräulich. Licky Lips...«

Ich schaute ihn mir genau an. Die Hülle unterschied sich in nichts von einem normalen Lippenstift. Sie war in einem dunklen Rot lackiert, das mich an Blut erinnerte. An den Enden besaß die Hülle zwei goldene Ringe, die den Stift wohl wertvoller aussehen lassen sollten. »Und der Preis?« fragte ich.

»Hält sich im unteren Drittel der vergleichbaren Konkurrenzprodukte«, erklärte Jane.

»Was hast du damit vor?«

»Ganz einfach, John. Ich werde ihn ausprobieren.«

»Und mich töten wollen?«

Jane lächelte mich an. »Das weiß ich nicht. Der Stift kann auch harmlos sein.«

»Wann hast du ihn dir gekauft?«

»Bevor wir uns trafen. Ich bin hingegangen und habe nach dem besonderen Stift gefragt...«

»Wo war das?«

»In einem Kaufhaus, das bekannt ist für seine Kosmetik-Abteilung. Dort steht eine Propagandistin, die die Aufgabe übernommen hat, den Lippenstift zu vertreiben. Sie ist im Moment die einzige. Es führen keine weiteren Kaufhäuser oder Kosmetik-Läden das Produkt. Sie stehen erst am Beginn.«

»Und dann diese Werbekampagne.«

Jane hob die Schultern. »Was willst du, die Kunden sollen eben neugierig werden.«

Ich schaute auf die halbrunde Fruchtsaft-Theke, wo weitere Gäste saßen und ihre Säfte tranken. Jugendliche oder Junggebliebene. Keine Krawallmacher, zumeist Schüler, die, der Kleidung nach zu urteilen, nicht zu den Ärmsten gehörten.

»Du siehst besorgt aus, John.«

»Das bin ich auch. Stell dir vor, es passiert etwas, nachdem du dir die Lippen geschminkt hast.«

»Ich werde schon rechtzeitig genug aufhören. Außerdem kannst du mich nicht mit normalen Maßstäben messen.«

»Jetzt hör aber auf!«

»Das meine ich ernst, John. Überleg mal, ich war eine Hexe. Möglicherweise steckt noch ein gewisses Erbe in mir. Ich habe ja etwas gespürt, ich weiß, daß ich nicht vollends gelöst bin und...«

»Ja, ja, schon gut.«

Jane lächelte. »Außerdem bist du hier und kannst auf mich achtgeben.«

Mir gefiel das alles nicht so recht. Aber ich wollte Jane auch nicht bevormunden. Sie mußte selbst am besten wissen, was sie zu tun hatte. So schaute ich zu, wie sie den Lippenstift in die Hand nahm und die Kappe abdrehte. Danach drehte sie das untere Ende nach rechts und den roten Stift somit in die Höhe. Ich schaute sehr genau hin, konnte aber keinen Unterschied zu einem völlig normalen Lippenstift feststellen. Jane lächelte mir zu. »Na, noch immer mißtrauisch?«

»Ja.«

»Ich auch.« Mit der linken Hand holte sie einen Spiegel aus der Handtasche und hielt ihn vor ihr Gesicht.

»Schminken ist nicht mehr in!« rief jemand von der Theke her. »Man setzt heute auf Natur.« Der junge Mann hob sein Glas mit Pampelmusensaft und prostete uns zu.

Ich nahm ebenfalls das Glas hoch. »Es ist zwar nicht in, aber

manchmal braucht eine Frau das.«

Er hatte sich schon wieder umgedreht und sprach mit seinen Freunden. Jane aber hielt den Spiegel in der linken und den Lippenstift in der rechten Hand. Der Spiegel gab nur das untere Drittel ihres Gesichts zurück. Besonders natürlich die Lippen.

Sie bewegte den Mund und feuchtete die Unterlippe leicht an. Dann drehte sie den Stift um eine Idee höher.

Ich rückte mit dem Stuhl nach rechts, um Jane anschauen zu können. Sie lächelte mir noch einmal zu, bevor sie sich mit dem Lippenstift die Lippen anmalte.

Sehr vorsichtig sehr weich, nur keine Bewegung zuviel. Auch sie hatte Mühe, ein Zittern zu unterdrücken und die Konturen der Lippen genau zu treffen.

Jane konzentrierte sich dabei auf ihr Spiegelbild. Mich sah sie nicht, ich jedoch beobachtete sie genau. Allmählich bekam die Oberlippe eine andere Färbung. Sehr rot, sehr dunkel, fast wie gestocktes Blut aussehend. Ich mochte diese Farbe nicht. Sie war einfach zu grell, auffällig und herausfordernd. Sie zog Blicke auf sich, das sollte wahrscheinlich auch so sein.

Jane ließ den Stift und den Spiegel sinken. Sie schaute mich über die runde Platte des Tisches hinweg an. »Das war es«, sagte sie leise. Ich betrachtete ihren Mund. Er wirkte verschminkt. Die Unterlippe zeigte die normale Farbe, während die andere in diesem blutigen Rot leuchtete.

»Wie fühlst du dich?«

»Normal.«

»Du merkst also nichts von der in der Werbung propagierten dämonischen Kraft?«

»Noch nicht.« Jane lehnte sich zurück. Sie hatte mir zwar erklärt, daß sie sich normal fühlte, das glaubte ich ihr nicht, denn plötzlich traten Schweißperlen auf ihre Stirn. Sie begann heftiger zu atmen, riß

die Augen weit auf, drückte ihren Kopf nach vorn und schaute mich starr an.

»John«, ächzte sie.

»Was ist denn?«

»John, ich... ich kann nicht mehr. Es ist so anders, John.« Sie stand mit einer heftigen Bewegung auf. »Wie Feuer!« flüsterte sie. »Die... die Lippe ist wie Feuer.« Dann drehte sie den Kopf. »Küß mich, John!« keuchte sie. »Los, küß mich!«

Jedenfalls glaubte Gerald Wilson zu schreien. Tatsächlich aber drang nur ein Krächzen aus seinem Mund. Ein gurgelndes Stöhnen, er bekam kaum Luft und hatte den Eindruck, einen bösen Alptraum zu erleben. Der Mund seiner Frau brannte!

Wie Feuer leuchtete der Lippenstift. Kleine zuckende Flammen, die erstarrt zu sein schienen. Er hatte sich verdoppelt und zog sich fast von einem Kinnwinkel zum anderen.

Dieser Mund war eine Herausforderung und eine Drohung zur gleichen Zeit. Er lockte und verbreitete Angst. Erotisch, zärtlich, dämonisch, so hatte es geheißen. Wenigstens der letzte Ausdruck traf voll ins Schwarze.

Ja, er war dämonisch. Und er hatte seine Frau verändert. Sie lächelte ihren Gatten an. Die Augen hatten dabei einen ungewöhnlichen Glanz angenommen, einen fast goldenen Schein. Sie streckte beide Arme aus und winkte mit den Fingern.

»Komm her zu mir, Darling. Komm, ich will dich jetzt besitzen. In diesem Augenblick...«

»Nein, bitte. Wisch ihn ab, Eve. Tu mir den Gefallen. Wisch den Lippenstift ab.«

»Weshalb?«

»Er... er macht mir angst. Das ist kein normaler Stift. Ich habe ihn dir mitgebracht und...«

»Natürlich hast du ihn mir mitgebracht. Ich möchte mich dafür bei dir bedanken. Du hast mir ein wundervolles Geschenk gemacht. Herzlichen Dank dafür!«

»Aber wieso?«

»Ich liebe diesen Lippenstift. Er gibt mir ein völlig anderes Gefühl für die Dinge. Ich... ich bin eine Person geworden, die sich wie im Himmel fühlt. Ich schwebe, mein Schatz, ich werde dich jetzt küssen. Jawohl, küssen!«

Gerald wußte nicht, was er sagen sollte. Er wäre am liebsten weggelaufen, das aber konnte er auch nicht riskieren, außerdem wollte er sich nicht diese Blöße geben.

»Geh ins Bad, Eve. Dort kannst du dich abschminken.«

Es war zu spät. Sie hatte ihn bereits erreicht, und er spürte ihre Hände auf seinen Schultern. Schon oft hatte sie ihn so angefaßt, aber nicht mit diesem Griff. Er war viel härter als gewöhnlich. Der Mann empfand ihn wie eine Klammer.

»Ich will dich nicht küssen!« flehte er. »Erst später, wenn alles vorbei ist!«

»Du mußt mich aber küssen. Du hast mir den Stift mitgebracht. Es wird dir nichts anderes übrigbleiben. Ich will von dir geküßt werden, Gerald. Jetzt und hier!«

Er wollte protestieren, das aber ließ seine Frau nicht zu. Sie hatte Kraft bekommen und war zu einer anderen geworden. In ihr tobte ein Feuer, über das sie nicht länger nachdachte, es einfach hinnahm und dementsprechend handelte.

Das Opfer wurde ihr Mann!

Zugegriffen hatte sie schon, jetzt riß sie ihn herum, schob ihn dabei tiefer in den Raum, auf das breite Doppelbett zu und gab ihm einen Stoß, so daß er auf das Oberbett fiel.

Rücklings blieb er liegen, war nicht in der Lage, sich zu wehren, und sah Eve vor sich stehen. Sie schaute auf ihn herab. Ihre Augen

leuchteten noch immer.

Es war eine ungewöhnliche und nicht erklärbare Kälte in ihren Augen zu sehen. Grausam, ein tödlicher Ausdruck, gepaart mit einem Willen zur Vernichtung.

»Was willst du tun?«

Eve beugte sich etwas vor. »Du hast dir oft gewünscht, daß ich dich küsse, Darling. Jetzt wünsche ich es mir. Du kannst mich nicht davon abhalten.«

Gerald dachte an den Klang der Stimme, der sich ebenfalls verändert hatte. Er war trockener, rauher und böser geworden. Eve war für Gerald nicht mehr die Ehefrau, er fürchtete sich vor ihr, wie man sich vor einem Monstrum fürchtet.

Sie ließ sich nicht beirren. Als Gerald sich zur Seite rollen wollte, war sie schneller. Schnell wie eine hart geschleuderte Lanze stach ihr rechter Arm vor und hielt ihn fest. Sie drückte den Handballen gegen den Schulterknochen. Diese Kraft hatte Eve früher nie besessen. Er hatte das Gefühl, an dieser Schulterseite unter einer Presse zu liegen, die eisern zugeedrückt wurde.

»Küssen!« flüsterte sie, ohne den Griff zu lösen. »Ich werde dich küssen, mein Geliebter.«

»Nein, ich...«

Sie drückte sich nieder. Den Mund hatte sie jetzt verzogen. Er sollte wahrscheinlich lächeln, doch Gerald kam es vor wie ein breites Flammenmaul.

Wenn er sich vorstellte, daß er seine Lippen berühren würde, nein, das war...

Seine Gedanken stockten, weil das Gesicht jetzt dicht vor dem seinen war. Augen, Nase, die Stirn und auch der Haaransatz verschwammen. Er hatte nur Augen für diesen Flammenmund.

»Jetzt!« keuchte sie und drückte zu.

Jeder Widerstand war zwecklos. Gerald hatte zwar versucht, sich

gegen den Druck anzustemmen, vergeblich, seine Kräfte reichten einfach nicht aus.

Dann spürte er die Berührung. Im Augenblick des Kontakts versteifte sein Körper. Er lag flach wie ein Brett auf dem Rücken, konnte sich nicht mehr bewegen und rechnete eigentlich damit, daß die Lippen ihn verbrennen würden. Dies war ein Irrtum.

Er spürte sie. Sehr weich und gleichzeitig fordernd. Er roch seine Frau, ihr Parfüm war ihm so bekannt, er spürte auch den Körper, der sich über ihn legte und sich gegen ihn preßte.

Es hätte so wunderbar sein können. Eve befand sich in der richtigen Stimmung, aber da waren ihre Lippen.

Nur sie schien es noch zu geben. Alles andere versank. Der Druck war ungemein stark, sie schienen ihn gleichzeitig aussaugen zu wollen, und er konnte nichts dagegen tun.

Gerald ergab sich in sein Schicksal.

Der Kopf war erfüllt von einem dumpfen Brausen. Irgendwo mußte ein Wasserfall niederschäumen. Die Angst und der Druck machten ihn fast verrückt.

Er hielt trotz allem die Augen noch offen, sah plötzlich Bilder, die er nie in seinem Leben gesehen hatte.

Löwen und Frauen...

Monstren, die sich auflösten und wieder zusammensetzten, so daß aus ihnen Mischungen erschienen. Dann war alles vorbei. Der Druck hatte von einer Sekunde zur anderen nachgelassen. Die Schatten verschwanden, und Gerald konnte sich endlich erheben. Dennoch blieb er liegen. Er fühlte sich einfach zu schwach, seine Beine zitterten. Obwohl er mit den Füßen auf dem Boden stand, hatte er den Eindruck, sie würden ins Leere baumeln.

Sein Blick war gegen die Decke gerichtet. Er sah sie als weißen Fleck, nicht viereckig, sondern kreisend. Unter seinen Schläfen rauschte das Blut. Es floß doppelt so schnell durch sein Gehirn wie

sonst, und als er sprechen wollte, war die Kehle zu.

Noch lag er auf dem Rücken. Er konnte so nicht immer liegenbleiben und drückte sich hoch.

Sehr vorsichtig tat er dies, weil sich die Umgebung veränderte. Sie begann zu kreisen, und er hatte das Gefühl, in diesen Kreislauf mit hineingerissen zu werden.

Auf der Bettkante blieb er sitzen. Sein Blick glitt zu Boden, danach, als er den Kopf angehoben hatte, ins Leere.

Ja, seine Frau war verschwunden. Sie hatte das Zimmer verlassen, ohne daß er etwas bemerkt hätte.

Allmählich verschwand auch der Kloß aus seinem Hals. Gerald konnte wieder freier atmen. Trotzdem kam ihm die Luft ungewöhnlich heiß und stickig vor.

Er blieb auf der Bettkante hocken und wußte genau, was er jetzt unternehmen mußte. Nur traute er sich nicht, den Arm zu heben und dort zu fühlen, wo ihn der Kuß erwischte hatte. Der Mann bewegte die Zunge. Er ließ sie im Mund kreisen. Auf das Doppelte war er angeschwollen, er brannte auch noch innen, als hätte ihn dort ein Feuer versengt. Dieser Kuß war der reine Wahnsinn gewesen. Einfach verrückt, irrsinnig und auch gefährlich.

Endlich gelang es ihm, ein Wort auszusprechen. Gerald rief nach seiner Frau.

»Eve?« Wiederum wurde es nur ein Raunen oder kaum hörbares Flüstern. Sie konnte ihn einfach nicht hören.

War Eve verschwunden? Hatte sie die Wohnung verlassen. Er hörte sie nicht in der Küche und auch nicht im Wohnraum. Mit zitternden Bewegungen erhob er sich. Seine Knie waren weich, als er den Raum durchquerte und auf die Tür zuschritt. Beinahe wäre er noch über eine Falte im Teppich gestolpert.

An der Tür blieb er stehen. Abermals kostete es ihn Überwindung, das Zimmer zu verlassen. In der Diele mußte er sich gegen die Wand

lehnen. Nicht weit entfernt hing der Spiegel an der Wand. Gerald drehte sich so, daß er hineinschauen konnte.

Er sah sich selbst, sein Gesicht, den Mund - und... Das Grauen packte ihn wie ein Sturm, ließ ihn schwanken, kreiseln, und er mußte sich an der Wand abstützen. Und hinter sich hörte er die Stimme seiner Frau. »Na, wie lebt es sich ohne Lippen...?«

Auch ich sprang hoch. Jane hatte die Worte wild ausgestoßen. Sie war plötzlich zu einer anderen geworden, mir kam ihre geschminkte Oberlippe dreimal so dick vor, auch ihre Stimme hatte sich verändert. Jane Collins hatte sich verändert. In ihr lebte ein anderer Geist, der bereits Besitz ergriffen hatte.

Sie beugte sich vor und stützte sich dabei mit beiden Händen auf die Tischplatte. »Ich will, daß du mich küßt, John! Verdammt, ich will es einfach!«

»Was ist geschehen?«

»Küß mich!«

Sie hatte immer lauter gesprochen. Die anderen Gäste waren längst aufmerksam geworden. Aus der Ecke rief jemand: »Verdammt, tu ihr doch endlich den Gefallen, wenn sie so scharf ist!«

Ich wirbelte herum. »Halt dich daraus, mein Junge!« fuhr ich den Sprecher an.

»He, du!«

»Polizei!« Ich war jetzt radikal. Jane reichte mir, ich wollte mich nicht noch mit den Jugendlichen herumschlagen.

»Wann willst du mich endlich küssen, John?«

Wir starrten uns an. Ihre Oberlippe schimmerte dunkelrot. Sie schien aus Flammen zu bestehen. Manchmal zitterte sie an den Rändern. Auch Janes Blick hatte sich verändert. Ich würde einen Teufel tun und sie küssen!

»Nein, ich werde dich nicht küssen!«

Sie schaute mich an, als müßte sie erst über meine Antwort nachdenken. »Nicht küssen?« wiederholte sie.

»So ist es!«

Sie lächelte falsch. In ihren Augen lag eine raubtierhafte Kälte. »Du mußt mich küssen, sonst kann ich nicht zu der werden, die ich sein möchte.«

Ich holte durch die Nase Luft. »Okay, Jane«, sagte ich. »Wenn du unbedingt willst, dann werde ich dich küssen.«

»Komm zu mir.«

Ich umrundete den Tisch und die Stühle. Wir wurden von zahlreichen Augenpaaren beobachtet. Jemand hatte die Musik ausgeschaltet. Es war still geworden. Draußen standen die Zuschauer ebenfalls vor der schmalen Schaufensterscheibe. Sie trieben dort noch ihre Späße und machten auch ihre Faxen.

Ich brauchte nur noch einen Schritt, um Jane zu erreichen. Sie drehte sich mir entgegen, schob ihren Kopf vor und auch die Oberlippe. So hatte ich es haben wollen.

Es tat mir zwar leid, aber es war momentan die einzige Methode, um mich aus der Situation herauszuwinden.

Ich schlug zu.

Mit der Karatehand traf ich sie genau an der richtigen Stelle. Jane hatte sich noch aufgestützt, jetzt knickte ihr der Arm weg, weil sie die Kraft verlassen hatte.

Sie fiel nach vorn und hätte sicherlich die Tischplatte abgeräumt, wenn ich nicht schneller gewesen wäre. Mit beiden Händen fing ich sie auf, um sie anschließend auf den Boden zu legen.

Natürlich war die Aktion beobachtet worden. Aus der Küche war ein kräftiger, ganz in Weiß gekleideter Mann gekommen, der auf seinem Kopf ein Käppchen trug.

Er wollte mich angreifen, hinauswerfen, aber ich hielt ihm den Ausweis entgegen.

»Doch Polizei«, sagte er so laut, daß die übrigen Gäste es hören konnten.

»Ja.«

»Aber weshalb haben Sie die Frau...?«

»Mister, das ist meine Sache. Es mußte einfach sein, haben Sie verstanden?«

»Ja, ja...«

»Sorgen Sie dafür, daß es hier ruhig bleibt. Es wäre sogar besser, wenn Thre Gäste zahlten und den Laden verließen. Dann können Sie erst einmal abschließen.«

Der Mann überlegte noch einen Augenblick. Dann drehte er sich herum und rief zu den Gästen hinüber: »Ihr habt ja gehört, was er gesagt hat. Zahlt und geht.«

Sie setzten sich noch nicht sofort in Bewegung. Ich konnte mich darum nicht kümmern, für mich war Jane Collins wichtiger. Sie lag neben dem Tisch und rührte sich nicht. Ich hatte nur Blicke für ihre Oberlippe, die blutroten, welligen Flammenstreifen. Mit dem Zeigefinger schabte ich darüber hinweg. Die Oberfläche der Lippe fühlte sich ungewöhnlich hart an, obwohl sie darunter sehr weich war. Beinahe wie Lack...

Ich dachte darüber nach, wie ich dieses Zeug wegbekommen konnte. Mit einem Tuch oder Lappen klappte es wahrscheinlich nicht. Möglicherweise mit einer Flüssigkeit.

Oder mit dem Kreuz?

Das war die Idee. Dieser Lippenstift hatte nicht umsonst das Attribut dämonisch bekommen. Es mußte eine Magie dahinterstecken, und die konnte ich nur mit Magie bekämpfen.

Die Gäste verließen das Bio-Lokal. Sie warfen Jane und mir scheue Blicke zu. Der Mann in Weiß blieb. Er war wohl der Besitzer, ihn konnte ich schlecht wegschicken. Das Mädchen, das hinter der Theke bedient hatte, sah ich nicht.

Ich hatte mein Kreuz bereits hervorgeholt und blieb neben Jane knien. Mich interessierte allein ihre Lippe. Sehr behutsam legte ich meinen Talisman auf die getroffene Stelle.

Vor Spannung hielt ich die Luft an.

Da geschah es.

Der Lack, das »Feuer«, die Masse weichten auf und veränderten sich zu einer roten Schmierfarbe, die sich um den Mund herum verteilte, bis zum Kinn ran und anfang zu dampfen. Sie war warm geworden, aber nicht so heiß, als daß sie die Haut verbrannt hätte.

Gleichzeitig sonderte das Zeug einen stechenden Dampf ab, der meine Nase umwehte.

Mit einem Taschentuch putzte ich das Zeug von der Haut und ließ mir Wasser geben. Die Hand des Besitzers zitterte, der Mann selbst war bleich geworden. Eine Frage stellte er nicht.

So gut es ging, säuberte ich die Lippen und deren unmittelbare Umgebung. Mir wurde wohler, als ich erkannte, daß unter dem roten Lack wieder Janes normale Oberlippe erschien.

Unverletzt!

Keine Risse, keine kleinen Wunden, auch kein normales Blut. Sie hatte durch die andere Magie keinerlei Schaden erlitten. Jetzt ging es mir besser.

Ich stand auf und zog Jane mit. Noch war sie bewußtlos. So setzte ich sie auf einen Stuhl, hielt sie aber an der Schulter fest und bat um ein zweites Glas Wasser.

Es wurde mir gebracht. Der Besitzer schaute zu, wie Jane Collins das Wasser schluckte. Diese Automatik setzte ein, kaum daß die ersten Tropfen über ihre Lippen in den Mund gelaufen waren. Plötzlich begann sie zu husten, weil sie sich verschluckt hatte. Erste Anzeichen, daß sie aus dem Reich der Bewußtlosigkeit zurückkehrte.

Zunächst schaute sie sich fassungslos um, sah mich, runzelte die Stirn und tastete nach ihrem Hals. »Mein Kopf«, jammerte sie.

»Mein Kopf und mein Hals. Warst du das, John?«

»Ja.«

»Und warum?«

»Weißt du es nicht mehr? Du wolltest mich küssen. Du hast nach einem Kuß verlangt und hast mir sogar befohlen, dich zu küssen. Das war schon hart, Jane.«

»Das hast du aber nicht getan?«

»Nein.«

Sie schwieg, hob nur ihren Arm und tastete dorthin, wo sich ihr Mund befand. Mit den Fingerspitzen zeichnete sie die Form ihrer Lippen nach. Nicht ein roter Fleck blieb zurück.

»Ich habe ihn abgewischt«, sagte ich.

»Wen?«

»Den Lippenstift.«

Jane stützte ihr Kinn gegen die Hand. »Meine Güte, John, ich weiß nicht, was passiert ist. Das war plötzlich so anders. Ich glaube, ich brauche noch eine Weile, bis die Erinnerung zurückkehrt.«

»Soll ich dir helfen?«

»Das wäre nett.«

Wenig später kehrte bei Jane die Erinnerung zurück, und sie konnte mir auch sagen, was sie nach dem Schminken ungefähr gefühlt und empfunden hatte.

»Das war wie ein Rausch, der mich zurücktrieb. Weit zurück, in andere Zeiten.«

»Wie weit?«

Jane massierte ihre Stirn. »Ich... ich kann es dir nicht genau sagen, John, aber ich hatte den Eindruck, Zeiten überbrücken zu müssen. Es trieb mich weg. Verschwommene Bilder erschienen, ich sah die Sphinx, von der ich dir berichtete.«

»Die schreckliche?«

»Ja, das muß sie gewesen sein.«

»Und weiter?«

»Nichts mehr, dann sah ich dich. Tut mir leid, mehr kann ich dir nicht helfen.«

Ich nahm den Lippenstift vom Tisch und hielt ihn hoch. »Wo hast du ihn noch gekauft?«

»Bei Harrod's.«

»Okay, und dort werde ich mich einmal umsehen. Der Laden hat noch nicht geschlossen. Bestimmt ist die Propagandistin noch voll in Action.«

»Soll ich mitgehen?«

»Auf keinen Fall. Ich fahre dich zunächst nach Hause, dann sehe ich mir die Lippenstifte genauer an.«

»Und was ist mit Kara?«

»Das ist das Problem. Ich kann nur hoffen, daß sie sich mit dir in Verbindung setzt.«

»Verlange von mir nicht zuviel. Ich weiß nicht, wo ich Kara erreichen kann.«

»Wir werden sehen.«

Ohne Lippen?

Gerald hätte heulen können, aber seine Frau hatte so verdammt recht. Die Lippen waren verschwunden, weggeätzt, nur mehr eine weißbrote Masse befand sich dort.

Jedes Detail gab die Spiegelfläche zurück. Sie zeigte es mit einer brutalen Deutlichkeit, und Gerald Wilson holte pfeifend Luft. Er kippte nach vorn. Mit beiden Händen stemmte er sich rechts und links der Spiegelfläche ab.

Sein Atem ging schwer, er fühlte sich hundeeelend und schaffte es nur mit Mühe, sich zu drehen.

Seine Frau lächelte kalt. Sie trug nach wie vor die gleiche Kleidung, ihr Körper war für Gerald eine Verlockung, aber das

Gesicht zeigte eine fast klassische Kälte, und die Augen hatten etwas Raubtierhaftes bekommen.

»Was... was hast du getan?« flüsterte Gerald, um im nächsten Augenblick laut loszuschreien. »Verdammt noch mal, was hast du mit mir gemacht, du Furie?«

»Ich habe dich geküßt.«

»Ja, geküßt. Und meine Lippen...?«

»Es war der Todeskuß, Gerald. Mein Todeskuß oder der Todeskuß der Sphinx. Du bist gebrandmarkt. Du wirst nicht mehr lange leben. Mit deinen Lippen hat es begonnen, alles andere wird folgen...«

»Wieso? Was wird folgen?«

»Deine Haut, Gerald. Einmal infiziert, ist das Grauen nicht aufzuhalten. Der Todeskuß bedeutet dein Ende. Laß einige Zeit vergehen und man wird dich nicht mehr wiedererkennen.«

Wilson hatte sehr genau zugehört. Er schluckte jetzt, sein veränderter Mund verzerrte sich. »Nein, Eve, nein. Ich habe dich geliebt, weißt du? Wir sind ein Ehepaar. Wir haben uns aufeinander verlassen können und auch in miesen Zeiten zusammengehalten...«

»Das ist vorbei, Gerald. Ich führe jetzt ein zweites Leben, und es ist einer anderen geweiht.«

»Wem denn?«

»Der Sphinx!«

Er lachte schrill. »Du bist verrückt. Wie kann ein Leben einer Gestalt geweiht sein, die es überhaupt nicht gibt? Nein, das kannst du mir nicht erzählen. Die Sphinx ist eine Legende. Sie steht aus Stein gehauen in Ägypten, niemand kann ihr dienen.«

»Es geht um eine andere.«

»Und um welche?«

»Die Sphinx aus Atlantis. Aber das begreifst du nicht, Gerald. Du wirst nie mehr etwas begreifen. Wer den Todeskuß einmal empfangen hat, ist für die Welt verloren.«

Jeder Satz traf Gerald Wilson hart. Wären sie von einer Fremden gesprochen worden, hätte er dies noch hinnehmen können, aber nicht von seiner Frau.

Plötzlich drehte er durch. Er war nicht mehr zu bremsen. Etwas rastete aus, als er auf Eve zustürmte, die keinerlei Anstalten traf, aus dem Weg zu gehen.

Er wollte ihren Hals umklammern, konnte sich aber nicht überwinden und packte nur ihre Schultern. Mit seiner gesamten Kraft drückte er sie zurück. Eve stemmte sich auch nicht dagegen. Er drängte sie in den Wohnraum hinein, wo er sie auf die Couch warf und über sie herfiel. Mit einem Bein räumte er noch eine Blumenvase vom Tisch, wollte ihr ins Gesicht schreien und hörte ihr böses Lachen.

Es klang ihm hart und metallisch entgegen, gleichzeitig auch wissend, so daß er den Druck seiner Finger lockerte. »Was... was ist los?« fragte er.

»Spürst du es nicht? Dein Gesicht, Gerald. Ich habe dir etwas versprochen, und dieses Versprechen wird nun eingehalten. Du veränderst dich, du wirst zu einem anderen. Mein Todeskuß hat dich tief getroffen. Er war der Anfang vom Ende...«

Gerald drückte sich zurück. Er schob den Tisch dabei nach hinten, bekam Platz, so daß er knien konnte, und spürte es in seinem Gesicht brennen, als hätte jemand ein brennendes Zündholz gegen seine Wangen gehalten. Mit zitternden Händen tastete er nach. Die Haut war weicher geworden, viel weicher als sonst.

»Was hast du getan, Eve?«

»Der Todeskuß, mein Schatz. Er vernichtet dich. Er wird alle vernichten, die ihn bekommen.« Sie begann laut zu lachen, während ihr Ehemann das Grauen erlebte, das nahtlos überging in eine furchtbare Angst. Er bekam Herzbeklemmungen, der Druck in seinem Kopf verstärkte sich, so daß er das Gefühl hatte, als würde sein

Schädel auseinanderplatzen. Die Angst fraß...

Noch kniete er, hielt die Hände gegen seine Wangen gepreßt und stellte fest, daß die Haut noch mehr aufweichte. Wenn er die Finger krümmte, konnte er die Spitzen hineindrücken. Furchtbar...

»Dein Ende, Gerald«, sagte Eve und richtete sich auf. »Es ist dein absolutes Ende...«

»Neinmmn, ich liebe dich doch... ahhhgrr...« Der Schrei war das letzte Lebenszeichen. Er kippte zur Seite, fiel schwer auf den alten Teppich vor der Couch und blieb bewegungslos liegen.

Eves Todeskuß hatte sich auf eine furchtbare Weise erfüllt. Die Macht der Sphinx überbrückte selbst Jahrtausende.

Der Schrei war verebbt, doch Eve blieb trotzdem sitzen. Sie hatte den Kopf zurückgelegt und mußte einfach lachen. Eine diebische Freude überkam sie, gleichzeitig ein wilder Triumph.

Äußerlich sah sie noch aus wie ein Mensch, aber sie war längst keiner mehr. Die dämonische Kraft des Lippenstifts hatte sie verändert. Und sie spürte auch das andere in ihr. Eine für sie fremde Kraft, die ihr dennoch sehr vertraut war.

Sie kochte hoch, sie war plötzlich da und schnürte sie regelrecht ein. Die Kraft aus der tiefen Vergangenheit und Erbe eines längst versunkenen Kontinents. Es rief sie als seine Dienerin, denn hoch über ihr und noch unerreichbar stand diejenige Person, der sie sich verschrieben hatte. Die schreckliche Sphinx!

Viel gefährlicher und grausamer als die der alten Ägypter. Ein Machtfaktor des Bösen, der in der normalen Welt der Gegenwart einschlagen würde wie eine Bombe.

Auch war Eve nicht allein.

Obwohl sie noch niemand gesehen hatte, wußte sie genau, daß sie mehrere Schwestern hatte, denen das gleiche Schicksal widerfahren war. Der Lippenstift würde dafür sorgen und... Da endeten ihre Gedanken.

Sie hatte etwas gehört. Jemand befand sich in der Wohnung. Er hatte einfach die Tür geöffnet, ohne daß sie etwas vernommen hatte, und schlich nun durch die Diele.

Eve Wilson erhob sich. Widerlich und diabolisch war das Lächeln, das ihre Lippen umspielte, als sie dicht vor der Couch stehenblieb, zur Tür schaute und den Ankömmlich erwartete.

Er kam auch.

Mit dem Fuß stieß er die Tür so weit auf, daß sie gegen die Wand im toten Winkel schlug. Dann trat sie selbst vor.

Eine schlanke, dunkelhaarige Frau in einem langen Gewand aus hellblauem Stoff, der seidig schimmerte. Aber das war nicht alles. In der rechten Hand hielt die Frau ein Schwert mit goldener Klinge...

Kara, die Schöne aus dem Totenreich, war erschienen, und sie war gekommen, um abzurechnen.

Sie hatte gespürt, wer den Lippenstift genommen und von ihm so schrecklich verändert worden war. Wie ein Jagdhund suchte sie die Fährten des Bösen.

Sie stand in der Tür und schaute ins Zimmer. Den Toten sah sie. Für einen winzigen Augenblick zuckten ihre Lippen, als würde sie unter Schmerzen leiden, dann glitt ihr Blick weiter und heftete sich auf Eve Wilson fest.

»Hast du es getan?«

Eve gab keine Antwort. Mit ihrem sehr sensiblen Instinkt hatte sie gespürt, daß ihr eine Feindin gegenüberstand und keine Person, die sich ebenfalls auf die Kraft des Lippenstiftes verlassen hatte. In ihrer Kleidung kam sie sich nackt vor. Unwillkürlich zog sie die Träger des Unterhemdes höher.

»Wer bist du?« fragte sie.

»Kara.«

»Müßte ich dich kennen?«

»Nein, aber du wirst mich kennenlernen. Ich bin gekommen, um Schlimmes zu verhindern.«

»Dann sind wir Feinde?«

»So ist es. Todfeinde. Ich weiß, was sich damals in Atlantis ereignet hat, und ich weiß auch, daß die Menschen ihre Gründe hatten, so zu handeln. Ich will nicht, daß das Grauen zurückkehrt. Deshalb muß ich alles tun, um es zu verhindern.«

»Wirst du mich töten?«

»Bleibt mir eine Wahl? Du bist eine Dienerin der Sphinx, du gehorchst nur ihr. Du hast nicht verhindert, daß dich der dämonische Lippenstift in ihren Bann zog. Es gibt keine andere Möglichkeit. Du wirst weiter küssen wollen, immer wieder, das aber kann ich nicht zulassen.«

Eve Wilson war den Worten genau gefolgt. Sie suchte nach einem Ausweg, denn sie ahnte, daß ihr die Frau mit dem goldenen Schwert überlegen war. Dennoch wollte sie Zeit gewinnen und fragte: »Bist du wirklich aus Atlantis?«

»Ich stamme von dort.«

»Dann kennst du auch die Sphinx?«

Kara ging langsam näher. »Ich habe mit ihr zu tun gehabt. Sie wurde vor dem Untergang weggeschafft, doch sie hat in einer gewissen Form überlebt und will ihre grausame Herrschaft von neuem antreten. Das muß verhindert werden.«

Sie hatte jetzt den Tisch erreicht, und Eve suchte fieberhaft nach einem Ausweg. Kara war ihr überlegen. Die lange, leicht gebogene Klinge schimmerte golden, und in den Augen der dunkelhaarigen Frau war die wilde Entschlossenheit zu lesen.

»Ich kann auch dir den Todeskuß geben!« flüsterte Eve.

»Versuche es.« Kara blieb stehen. Den rechten Arm hatte sie gesenkt, die Spitze berührte den Boden und verschwand im dichten Flor des Teppichs.

Eve wollte nicht so recht. »Wir könnten uns einigen. Ich gebe dir den Lippenstift...«

»Du hast ihn hier?«

»Ja.«

»Wo?«

Eve wußte nicht, ob sie der Frau trauen konnte. Doch sie hatte einmal probiert und mußte die Suppe auch auslöffeln. Der Lippenstift lag auf der Couch. Er war ihr aus der Hand gerutscht.

Auch Kara hatte den Blick bemerkt. Bevor sie handeln konnte, hatte Eve den schmalen Stift an sich genommen, hielt ihn zwischen Damen und Zeigefinger, so daß er wie ein blutiger Stab in die Höhe schaute.

»Das ist er!« flüsterte sie. »Er gibt dir die Kraft und auch die Verbundenheit mit Dingen, die lange zurückliegen. Wenn du ihn benutzt.« Eve senkte die Stimme zu einem Flüstern. »Dann brauchen wir keine Feinde mehr zu sein und werden Freundinnen. Willst du deine Lippen damit röten, Kara?«

»Was geschieht danach?«

Eve lachte. »Ich habe die Macht und die Kraft der Sphinx gespürt. Ich weiß nicht, ob es auch bei dir der Fall sein wird. Sie läßt niemanden im Stich und läßt dich in die Zeit hineinschauen, die auch ihre war. Ich habe sie gesehen, sie ist wunderschön, ein Traum. Sie stand in der Sonne und...«

»Genug erklärt. Ich werde ihn ausprobieren. Gib ihn her.«

Der Tisch trennte die beiden Frauen. Das Mißtrauen zwischen ihnen bestand nach wie vor. Deshalb zögerte Eve auch, den Lippenstift aus der Hand zu geben.

»Und ich kann mich auf dich verlassen?« fragte sie.

»Ich will ihn haben.«

»Gut, einverstanden.« Eve senkte den Arm. Der Stift berührte sehr bald die Tischplatte und rollte quer auf die andere Seite, der Schönen aus dem Totenreich entgegen.

Kara stoppte ihn ab. Sie hatte Mühe, den Triumph zu verbergen. Gedankenlesen konnte Eve nicht, sie hätte sicherlich durchgedreht, denn Karas Pläne waren keineswegs positiv.

Sie ließ den Schwertgriff los, schob ein Bein vor und lehnte die Waffe dagegen. Um die Kappe abzuziehen, benötigte sie beide Hände.

»Du wirst von der Farbe begeistert sein«, sagte Eve. »Sie ist einfach wunderbar, etwas Besonderes. So einen Lippenstift hast du noch nie im Leben gesehen.«

»Möglich.« Kara drehte den Stift höher und schaute auf die leicht schräge Fläche. Sie war glatt, ohne Rillen. Eves Lippen hatten keinerlei Spuren hinterlassen.

»Wie gefällt er dir?« fragte Eve.

Kara schaute kurz hoch. Sie sah, daß ihre Widersacherin unter einer Spannung stand. Ahnte sie etwas?

Noch hielt Kara den Stift in der Hand. Plötzlich ließ sie ihn fallen. Auf der Tischplatte blieb er liegen.

Eve schrak zusammen. »Was machst du?« schrie sie.

»Das!« erwiderte Kara ebenso laut, hob ihr Schwert an und drückte die Spitze in die weiche Masse...

Der Schrei war schlimm!

Zwei schmale Fenster besaß der Raum. Es glich schon einem Wunder, daß die Scheiben nicht zersprangen. Eve Wilson hatte sich auf die Zehenspitzen gestellt, die Arme angewinkelt, die Hände zu Fäusten geballt, den Mund weit aufgerissen.

Sie konnte nicht auf die Tischplatte schauen. Ihr Blick glitt über sie hinweg und war gegen die Wand gerichtet, das Tränenwasser stürzte aus ihren Augen.

Kara aber zerstörte den Lippenstift!

Sie hatte ihn nur mit der Spitze des magischen Schwertes zu

berühren brauchen, um ihn zerfließen zu lassen. Er wurde zu einer breiigen Masse, die sich ausbreitete wie ein dicker Blutfleck, einen widerlich scharfen Geruch abgab und sich wie ein dünner Nebel über der Tischplatte verteilte.

Eve schrie noch immer. Ihre Träume rannen davon. Die breiige Masse dampfte stärker, sie entwickelte Hitze, die die Reste verdampften. Nicht einmal ein Fleck blieb zurück.

Eves Schreien verstummte mit einem letzten heulenden Laut. Sie stand unbeweglich da, starrte die Tischplatte an und den Fleck, der als Rest zurückgeblieben war.

»Du!« sagte sie. Ihre Stimme klang wie das drohende Fauchen eines Löwen. »Du hast es getan! Du hast ihn ausgelöscht, zerstört, einfach vernichtet. Sie wird sich, sie wird sich...«

»Was wird sie, und wer ist sie?« fragte Kara.

Eve Wilson gab keine Antwort mehr. Auch dann nicht, als Kara ihr Schwert hob und mit der Klinge drohte. Sie nahm die gesamte Tischbreite ein, die Spitze wies auf Eve Wilson, Kara war auch gewillt, diese Person aus der Welt zu schaffen, das jedoch brauchte sie nicht. Der Lippenstift war zerstört, aber sein schreckliches Erbe auf dem Mund der Frau zerstörte auch sie.

Eve drehte sich ab. Sie fiel auf die Couch, blieb in einer knienden Haltung, der Kopf sank nach unten, die Haare fielen mit und verdeckten das Gesicht.

Kara sah nicht, wie Eve Wilson starb. Sie wollte auch nicht hinschauen, es war ein furchtbarer Tod, denn die Dienerin der Sphinx trocknete aus. Ihr Gesicht wurde mumienhaft grau und knochig. Die abblätternde Haut ähnelte altem Pergamentpapier.

Auch die Gestalt selbst brach zusammen. Mit den Resten des Gesichts fiel sie auf ein Kissen.

Kara stand unbeweglich wie eine Figur aus Stein. Erst nach einer Weile bewegte sie sich und schob das Schwert zurück in die

Scheide. Sie hatte es gewußt, von Beginn an war ihr so vieles klargeworden. Eine Frau mit ihrer Sensibilität spürte, wenn etwas Grauensvolles aus einer längst vergangenen Zeit allmählich heranzog.

Es war kein Irrtum, obwohl sie ihn sich sehnlichst gewünscht hätte. Eve Wilson war die erste Person gewesen, bei der das Grauen voll zugeschlagen hatte.

Wer würde die nächste sein?

Wie viele Lippenstifte waren inzwischen verkauft oder verschenkt worden?

Kara wußte es nicht. Sie würde jedoch alles tun, um es herauszufinden, das schwor sie sich.

Dabei mußte ihr die Kraft der Haming stones helfen.

HARROD'S!

Nicht nur in London ein Begriff, eigentlich in der ganzen Welt, ob auf dem europäischen Festland oder in den Staaten. Harrod's gehörte zu den Kaufhäusern, die man bei einem London-Besuch einfach gesehen haben mußte.

Konservativ und doch wieder modern, denn bei Harrod's gab es einfach alles. Und was es nicht gab, das wurde eben besorgt, sogar ein alter Hosenträger von Winston Churchill.

Ich kannte Harrod's nicht nur als Privatmann, leider auch dienstlich, da ich Vorjahren in einer der Abteilungen die teuflischen Puppen gejagt hatte.

Und auch heute war ich wieder dienstlich unterwegs. Allerdings nicht ohne Absicherung. Ich hatte im Büro angerufen und Suko ins Bild gesetzt. Außerdem bat ich ihn, im Office zu bleiben, falls sich Kara meldete, denn sie befand sich ebenfalls auf der Spur. Bei Harrod's konnte ich unter mehreren Eingängen wählen. Welchen ich auch nahm, voll war es überall. Gerade der Nachmittag wurde von zahlreichen Einheimischen zu einem Einkaufsbummel genutzt. Wenn

diese Frau jetzt noch ihre Lippenstifte verkaufte, brauchte sie sich über Zulauf nicht zu beklagen.

Wie brandgefährlich dieses Zeug war, hatte Janes Reaktion bewiesen. Nur war sie eine Frau, die einen dämonischen Schock schon wegsteckte, im Gegensatz zu Menschen, die mit diesen Dingen noch nicht in Berührung gekommen waren.

Die Masse Mensch schob mich in das große Gebäude. Ich war zumeist eingekellt von Frauen mit Einkaufstüten oder großen Taschen. Nur wenige Männer betraten das Kaufhaus. Eine Klimaanlage wehte uns kühle Luft in die Gesichter, die dennoch den leichten Parfümgeruch nicht vertreiben konnte.

Ich war genau richtig.

Der Käuferstrom teilte sich. Die verschiedenen Rolltreppen wurden angesteuert, auf denen die Kunden in den oberen Etagen verschwanden.

Da brauchte ich glücklicherweise nicht hin. Ein Fall fiel mir ein, der noch gar nicht so lange zurücklag. Da hatte ich auch in einem Kaufhaus einen als Weihnachtsmann verkleideten Dämon gejagt. Leider war es damals nicht ohne einen Toten abgegangen.

Heute wollte ich es nicht soweit kommen lassen. In der Kosmetik-Abteilung fühlte ich mich ein wenig fremd. Nicht allein wegen des Geruchs, die ausgestellten Waren sprachen mich nicht so an. Ich gab nicht viel Geld für Duftwässerchen aus, ein anständiges Stück Seife reichte allemal.

Verschiedene Firmen besaßen ihre eigenen Vertretungen. Alle Stände waren perfekt dekoriert. Der Kunde sollte schließlich Lust am Kaufen bekommen.

Ich suchte die Propagandistin.

Oft hört man diese Damen schon aus einer gewissen Entfernung, wenn sie ihre Waren anpreisen. In diesem Falle hatte ich Pech. Möglicherweise war auch der Lärm zu laut, hin und wieder hörte ich

Lautsprecherdurchsagen, und so sprach ich eine Verkäuferin an, die gelangweilt auf ihre verschiedenfarbig lackierten Fingernägel schaute, als würde sie überlegen, ob sie diese nicht noch einmal überpinseln mußte.

»Sorry, Miß, aber Lucky Lips, wo finde ich diesen Artikel?«

Unter den angeklebten Wimpern hinweg schaute sie mich mit einem Schlafzimerblick an. »Gehen Sie am besten ganz durch und halten Sie sich links. Hinter der Bogensäule finden Sie die Dame.«

»Dame?«

»Ja, die Propagandistin. Rowena de Largo.« Sie verdrehte die Augen.

»Welch ein Name, der ist bestimmt nicht echt.«

»Danke.«

Die Verkäuferin kümmerte sich wieder um ihre Nägel, und ich hielt mich an ihre Wegbeschreibung. Die Strecke führte mich in ein Gedrängel hinein. Wo sich viele Menschen an einem Platz versammelten, war zumeist etwas los. Hinter der Säule stauten sie sich schon. Ich wurde von einem übergroßen Mund aus Leuchtstoffröhren geblendet, die Intervall weise violett und rot aufleuchteten, zusammen mit dem Slogan »Lucky Lips«. Ich war richtig.

Meine Größe gereichte mir zum Vorteil. Ich schaute über die Köpfe der meisten Menschen hinweg und erkannte auch die Propagandistin mit dem außergewöhnlichen Namen Rowena de Largo. Sie stand etwas erhöht, der Verkaufstresen umgab sie wie ein vorn offenes Hufeisen, und sie war in ihrem Element. Über das kleine Mikrofon am Kragen ihrer Jacke verstärkte sie ihre Stimme, so daß auch ich sie hören konnte. Die Firma hatte für diesen Job wirklich die richtige Person ausgesucht. Rowena de Largo war eine schöne Frau, wenigstens geschminkt. Und das mußte sie schließlich. Ihr Gesicht besaß eine leicht braune Tönung, die Lippen stachen deutlich ab, der

Lack glänzte wie glasierte Kohle so schwarz, und die Augen besaßen die gleiche Farbe.

Um sie besser erkennen zu können, hatte ich mich näher an die Verkaufstheke herangeschoben und dabei den seitlichen Weg eingeschlagen. Ich würde ihr nicht so schnell auffallen, weil ich zudem eine der wenigen männlichen Personen war, die sich in der Nähe aufhielten.

Sie pries ihre Produkte mit markigen, werbewirksamen Worten an. Dabei ließ sie nichts aus, sprach die Eitelkeit der Frauen an, die ihrem Mann auch dann noch gefallen wollten, wenn sie zehn und mehr Jahre verheiratet waren.

Dazu genügte es nicht, nur den Lippenstift zu kaufen. Auf ihn abgestimmt waren auch die übrigen Produkte der Firma, wie Wimperntusche und zahlreiche Cremes für die verschiedenen Hauttypen.

Rowena de Largo schaffte es tatsächlich, die Produkte an die Frau zu bringen. Die meisten Kundinnen griffen zu den Lippenstiften. Sie waren im Vergleich zu den anderen Produkten preiswert, obwohl ich den Preis auch als überhöht ansah.

In einer Sprechpause schob ich mich noch näher. Rowena arbeitete geschickt. Sie gab mit dereinen Hand die Ware aus und kassierte gleichzeitig mit der anderen. So etwas ließ schon auf Routine schließen. Wenn ich mir vorstellte, daß all diese Lippenstifte ein dämonisches Gift enthielten, rieselte es mir kalt den Rücken hinab. Ich ließ mir Zeit. Noch hatte mich die Frau nicht entdeckt. Ich stand rechts von ihr, zudem im toten Winkel. Die Käuferinnen drängten sich vor, jede wollte ihr Geld so rasch wie möglich loswerden, andere schoben nach, der Kundenstrom war immens.

Irgendwann hat jeder Strom ein Ende. Auch dieser flaute ab. Rowena schaute auf ihre Uhr. Sie pustete dabei die dunkle Haarsträhne aus der Stirn und sah für einen Moment geschafft aus.

Möglicherweise war es ihre letzte Vorführung an diesem Tag, aber einen Lippenstift sollte sie noch verkaufen. Und zwar an mich.

»Ich hätte auch gern einen!« sagte ich so laut, daß sie mich auch verstehen konnte.

Sie erstarrte in der Bewegung. Den Grund wußte ich nicht. Etwas an meiner Stimme schien sie gestört zu haben. Sehr langsam drehte sie den Kopf, schaute mich an und sah mein Nicken.

»Ich hätte gern den Lippenstift.«

»Natürlich, sofort.« Sie wollte vor sich greifen, dagegen hatte ich etwas.

»Nein, den nicht.«

»Wie meinen Sie?«

»Haben Sie nicht einen bestimmten Lippenstift?«

Rowena de Largo gab sich irritiert. »Ich verstehe Sie nicht, Sir. Was meinen Sie damit?«

»Einen Lippenstift, den Sie einer Bekannten von mir verkauft haben. Er ist etwas Besonderes. Vielleicht Sphinxhaftes. Begreifen Sie mich jetzt, Miß...?«

Der Ausdruck ihrer Augen veränderte sich. Er bekam etwas Lauerndes. Zugleich legte sie beide Hände wie beschützend auf die Lippenstifte vor sich. »Nein, ich habe Sie nicht begriffen, Mister...«

»Mein Name ist Sinclair, Miß de Largo.«

»Sie kennen mich?«

»Es steht auf Ihrem Schild an der Brust«, erwiderte ich lächelnd.

»O ja, ich vergaß. Ich habe noch zu tun, das sehen Sie ja. Sie möchten einen Lippenstift...?«

»Dann zeigen Sie mir ihn!«

»Nein, Sie werden ihn mir geben. Ich habe nicht ohne Grund den Begriff sphinxhaft verwendet. Oder wäre Ihnen Atlantis lieber, Miß de Largo?«

»He, Sie, halten Sie nicht den Betrieb auf!« Eine resolut

aussehende Frau sprach mich an. Sie nickte noch in meine Richtung und zeigte mit dem Finger auf mich, damit auch die anderen Kunden erkennen konnten, wen sie gemeint hatte.

»Tut mir leid, Mister«, erklärte Rowena de Largo in einem kalten, triumphierenden Tonfall und wandte sich wieder ab. »Sie haben ja gehört, daß die Kunden mich brauchen. Vielen Dank für Ihr Interesse.«

Sie schaltete das Mikro wieder ein und knipste auch ihr geschäftsmäßiges Lächeln an. »Auf zur nächsten Runde, Ladies and Gentlemen. Es wird die letzte für heute sein. Sie haben noch die Chance, richtig zuzugreifen, und denken Sie auch an Ihre Freunde und Bekannten. Jeder, der nicht hier sein kann, hat etwas versäumt. Sie könnten die Leute natürlich schicken oder ihnen den Lippenstift als Geschenk mitbringen. Lucky Lips macht glücklich und gibt dem Leben ein anderes Gefühl, glauben Sie mir...«

Ich mußte der Frau ein Kompliment machen, ob ich wollte oder nicht. Sie hatte mich eiskalt abfahren lassen. Das schaffte auch nicht jede. Jedenfalls würde ich sie als Gegnerin nicht unterschätzen. Sie wandte mir ihr Interesse auch nicht weiter zu und kümmerte sich allein ums Geschäft. Ich zog mich deshalb zurück und wurde von den Kundinnen in spe böse angeschaut.

»Männer«, sagte jemand verächtlich. »Sie kümmern sich auch immer um Dinge, die sie nichts angehen.«

»Sorry, Madam, aber ich wollte nur ein Geschenk für meine vier Frauen und deshalb etwas Rabatt bekommen.«

Sie bekam große Augen. »Vier Frauen? Sie... Sie... sollte man einsperren.«

Ich nickte und hatte einen traurigen Gesichtsausdruck bekommen. »Das habe ich mir auch manchmal gewünscht. Vier sind nämlich ein wenig viel. Und dann noch Vierlinge, wissen Sie...«

Ich sah zu, daß ich schnell verschwand, denn zur Prügel hätte nicht

mehr viel gefehlt.

Im Kaufhaus wollte ich mich nicht länger aufhalten. Den Wagen hatte ich in der Nähe abstellen können, ein Glücksfall, und ich rief vom Rover aus bei Sarah Goldwyn an, wo auch Jane Collins seit einiger Zeit ihren Wohnsitz besaß.

Sie kam auch ans Telefon. »John!« rief sie überrascht. »Sag bloß, du warst schon bei Harrod's?«

»Natürlich.«

»Und was ist mit...?«

»Rowena de Largo ist eine außergewöhnliche Frau. Perfekt gestylt, die kann verkaufen.«

»Das glaube ich dir sogar. Hast du einen Lippenstift bekommen, den Lippenstift?«

»Sie wollte ihn mir nicht geben.«

»Weshalb nicht?«

»Keine Ahnung, Jane. Vielleicht war ich ein wenig zu direkt.«

»Und jetzt?«

»Bleibe ich am Mann oder an der Frau. Ich will sehen, was sie anstellt, wenn sie Feierabend hat — okay?«

»Soll ich mitkommen?«

»Nein, ich werde dir aber Bescheid geben, wenn ich ihre Bleibe gefunden habe.«

»Geht in Ordnung. Und gib auf dich acht, John. Besonders schöne Frauen sind nicht zu unterschätzen.«

»Das kenne ich von dir.«

»Spinner.« Sie legte auf.

Bis die Geschäfte schlossen, blieb mir noch Zeit. Wie jedes Kaufhaus besaß auch Harrod's einen Personalausgang. Dort wollte ich mich aufbauen.

Nach einigem Suchen und Fragen fand ich ihn. Erlag versteckt an der Rückseite. In der Nähe führte eine Rampenstraße vorbei in die

Tiefe. Sie mündete in den Schlund einer Tiefgarage. Dort stellten sicherlich die Angestellten auch ihre Fahrzeuge ab.

Das war für mich nicht gut. Ein mobiler Mensch war mir immer überlegen. Ich lief zum Rover zurück. Noch vor Geschäftsschluß fuhr ich in die Tiefgarage und fand nahe der Einfahrt einen günstigen Parkplatz. Danach hetzte ich wieder zu meinem Beobachtungsplatz zurück. Die vergangenen Minuten waren ziemlich stressig gewesen. Auf einem Luftschaftgitter blieb ich stehen und ließ mir den kühleren und trotzdem schwülen Hauch um den Körper wehen.

Der Hinterausgang konnte nur durch einen Kontakt geöffnet werden. Zwei Portiers saßen an einem guten Beobachtungsplatz zwischen einer Treppe und dem Ausgang.

Hin und wieder verließ eine Angestellte das Haus, später kamen sie zu mehreren. Ein Blick auf die Uhr zeigte mir, daß Harrod's gleich schließen würde.

Außer mir hatten sich noch einige Abholer eingefunden. Nur Männer, die auf ihre Frauen oder Freundinnen warteten. Ich konnte mir nur selbst die Daumen drücken, daß auch Rowena de Largo durch diesen Ausgang das Haus verließ.

Sie kam noch nicht.

In Gruppen quollen die Verkäuferinnen aus dem Haus. Manche lachend, andere — zumeist ältere Kolleginnen — ziemlich gestreßt aussehend. Der Job als Verkäuferin war kein Vergnügen. Da mußte für wenig Geld hart gearbeitet werden.

Ich rauchte eine Zigarette. Mir fiel selbst auf, daß ich jeder Frau auf die Lippen schaute. Bei einer so starken Konzentration auf eine bestimmte Körperstelle merkte ich zum erstenmal, wie viele Lippenstiftsorten und Schattierungen es gab.

Eine auf Punkerin gemachte junge Verkäuferin hatte sich den Mund sogar schwarz geschminkt, passend zum Har, das an den Rändern noch jeweils einen grünen Streifen zeigte.

Rowena kam noch immer nicht.

Ich wurde gemustert. Mal kühl, mal nichtssagend, aber auch freundlich oder kokett. Die mit mir wartenden Männer hatten ihre Begleiterinnen schnell gefunden, nur ich stand noch da, wie bestellt und nicht abgeholt. Rote Lippen. Sie fielen mir besonders auf. Ich war sicher, daß einige Frauen sich mit »Lucky Lips« geschminkt hatten. Mit dem harmlosen oder dem gefährlichen, das war die große Frage.

Hinter eine Säule zog ich mich zurück, da der Strom der Frauen und Männer spärlicher geworden war. Aus der Tiefgarage quollen die Fahrzeuge. Abgasfahnen wehten über die Mauern. Der Gestank breitete sich auch vor dem Hinterausgang aus.

Wann endlich kam sie?

Es war schon fast eine halbe Stunde vergangen seit dem Feierabend-Termin. Ich wollte ihr noch einige Minuten geben und dann verschwinden. Gleichzeitig suchte ich nach Ausreden. Möglicherweise mußte sie noch zusammenpacken, den Stand wegfahren, abrechnen und so weiter. Das nahm Zeit in Anspruch.

Ich hatte trotzdem Glück. Es waren genau 37 Minuten vergangen, als sie erschien.

Durch die Glasscheibe erkannte ich sie schon vorher. Sie swingte die Treppe hinab, schäkerte noch mit den beiden Portiers und trat durch die sich öffnende Tür.

Modisch chic war sie gekleidet. Der helle Sommermantel besaß genau die richtige Länge. Er war nicht geschlossen. Ein Windstoß erfaßte den Stoff und bahnte ihn auseinander.

Rowena de Largos Lippen zeigten eben den Hauch von »Lucky Lips«. Klar, sie mußte für sich selbst auch Reklame machen. Ihre Tasche hatte sie geschultert, blieb hinter dem Ausgang stehen und schaute sich zunächst einmal um, als würde sie etwas suchen.

Mich vielleicht?

Sie kam mir eher vor wie jemand, der auf dem Laufsteg steht und gern bewundert werden möchte. Dann schritt sie locker der Rampe entgegen, die in die Tiefgarage führte.

Ich ließ sie erst einmal so weit vorgehen, bis sie fast den Eingang erreicht hatte. Dann lief ich hinterher, hoffte dabei, daß sie sich nicht umdrehte, als laufende Person hob ich mich in der Helligkeit ab. In der Garage stand es widerlich. Die Abgase flössen noch wie dünne Nebelstreifen über den Boden. An einigen Stellen warfen die kahlen Wände das Geräusch eines startenden Motor zurück. Reifen radierten über den blanken Untergrund, Scheinwerferaugen strahlten über Wände, Pfeiler und die Karosserien der parkenden Fahrzeuge. Die Garage war ziemlich geräumig.

Da konnten sich schon Gruppen von Menschen verstecken. Deshalb sah ich Rowena de Largo zunächst nicht. Ich konnte mich auch nicht auf Schritte konzentrieren, da die Geräusche der anfahrenden Wagen alles überdeckten.

Es war schwer, in die Fahrzeuge hineinzuschauen, die an mir vorbeierollten. Ich stand neben meinem Rover, sah mir die Autos an und war mir ziemlich sicher, daß sich Rowena de Largo nicht unter den Ausfahrenden befunden hatte. Leider wußte ich auch nicht, welchen Wagen sie fuhr. Ich verließ mich auf mein Auge und auf das Glück, das man bekanntlich auch haben muß.

Als mich ein dunkler Ford passierte, in dem vier Personen saßen passierte es.

Der Wagen hatte das Loch kaum verlassen und war ein Stück die Rampe hochgefahren, als ich das Rasseln hörte, zum Eingang schaute und große Augen bekam, denn ein Gitter fiel von oben nach unten. Und zwar so schnell, daß ich es nicht schaffte, rechtzeitig genug aus der Garage zu kommen. Ich hörte noch, wie es aufschlug und sich bis zur Hälfte zusammenfaltete. Es besaß ein Wabenmuster. Die Lücken waren so klein, daß ich nur meine Hand hindurchstrecken konnte. Mit

anderen Worten: Ich saß in der Falle!

Das war natürlich nicht schön. Ich gestand mir ein, daß ich Rowena de Largo unterschätzt hatte. Die Frau wußte mehr, als sie zugeben wollte. Sie mußte einen sicheren Instinkt besitzen, möglicherweise hatte sie mich auch entdeckt und deshalb blitzschnell ihren Plan gefaßt. Wohin also?

Zunächst blieb ich im Schlagschatten meines Rover stehen. Es gab sicherlich die Möglichkeit, einen der Fahrstühle zu benutzen. Eine Tiefgarage besaß auch Notausgänge. Große, an die Wand gemalte Pfeile wiesen in die entsprechenden Richtungen.

Zwar bekam ich keine Beklemmungen, doch die Umgebung gefiel mir überhaupt nicht. Es hatten längst nicht alle Wagen die Tiefgarage verlassen, zahlreiche Fahrzeuge standen noch in den abgeteilten Parktaschen. Auf mich wirkten sie wie geduckte Schatten, die jeden Augenblick erwachen und lebendig werden konnten.

Über meinen Rücken lief ein Schauer. Obwohl ich keinen Menschen entdeckte, fühlte ich mich eingekreist und von zahlreichen Augen beobachtet. Allmählich kam ich zu der Überzeugung, daß Rowena de Largo mehr wußte und möglicherweise auch Helfer oder Helferinnen besaß, die die Falle hatten zuschnappen lassen.

Hinter dem Wabenmuster des Gitters erstreckte sich das graue Band der Auffahrt. Eine Straße der Hoffnung, für mich leider unerreichbar. Ich bekam feuchte Hände, die Luft kam mir noch drückender vor. Jeden Moment konnte jemand einen Wagen starten und auf mich zurollen. Es blieb ruhig...

Wenn meine Gegner oder Gegnerinnen schon keine Initiative ergriffen, so wollte ich es tun. Deshalb löste ich mich aus der Deckung des Wagens und hielt mich an der Wand, weil diese mir Rückendeckung gab.

Sehr leise trat ich auf und kam mir schon selbst vor wie ein

Schatten. Ich passierte eine Eisentür, die verschlossen war. Ein Pfeil wies zur nächsten hin. Dort sollte sich einer der Ausgänge befinden. Es gibt Situationen, die kann man als die Ruhe vor dem Sturm bezeichnen. So erging es auch mir. Mit jedem Schritt verstärkte sich die Ruhe, aber auch der dahinter lauende Sturm verdichtete sich. Irgendwann würde er mit einer tornadoartigen Gewalt losbrechen, dann sah ich alt aus.

Einen Schritt neben der Ausgangstür zum Treppenhaus hin hielt ich an. Noch hatte sich niemand gezeigt. Kein Wagen war gestartet worden. Man lauerte.

Das Gefühl der Bedrohung steigerte sich, als ich feststellte, daß die Tür verschlossen war. Zwar ließ sich die Eisenklinke bewegen, das war auch alles.

Hatten wirklich alle Personen die Tiefgarage verlassen, oder waren noch einige zurückgeblieben? Wenn ja, dann mußten sie ebenfalls Gefangene sein oder zu den Helfern Rowena de Largos gehören, was viel schlimmer war.

Ich atmete durch den Mund, schmeckte die schlechte Luft auf der Zunge und hörte die Schritte. Da lief nicht jemand normal durch die Halle. Erzog bei jedem Schritt die Sohle über den Boden, so daß ich mehr ein Schleifen vernahm. Es fehlte nur noch ein tiefes Stöhnen, und der Gruseffekt wäre perfekt gewesen.

Ein anderer Geruch streifte meine Nase. Er erinnerte mich an die Parfümerie des Kaufhauses.

Süßlich und gleichzeitig frisch, sich aus mehreren Komponenten zusammensetzend.

Eine Duftwolke...

Mir gefiel sie überhaupt nicht, besonders, weil ich die Person nicht sah, die sich mir näherte. Sie hielt sich noch zurück. Wenn ich an der Tür vorbeischnitt, geriet ich an das Ende der Wand. Im rechten Winkel öffnete sich ein weiterer Teil der Tiefgarage, und von dort

waren die schleifenden Schritte an meine Ohren gedrungen.

Ich hatte das dünne Jackett aufgeknöpft, um notfalls rasch an die Beretta heranzukommen. Die Waffe ließ ich stecken, als die Gestalt erschien, die auch die Duftwolke abgab.

Sie trat durch den Lichtschein einer schmalen Wandleuchte, ich konnte sie jetzt besser sehen und war überrascht, daß ich nicht Rowena de Largo vor mir sah.

Trotzdem kannte ich die Person.

Es war die Punkerin, die mir schon beim Verlassen des Kaufhauses aufgefallen war. Sie trug noch immer ihre bunte enge Strumpfhose. Sie zeichnete faltenlos ihre schlanken Beine nach. Den Oberkörper bedeckte eine dünne schwarze Lederjacke, die nicht geschlossen war. Das T-Shirt darunter zeigte einen bleichen Totenkopf.

Sie blieb stehen, als sie mich gesehen hatte. Lässig hob sie die rechte Hand. »Hi, ich bin Jill...«

»Wie schön.«

»Wartest du auf jemand?«

»Kann sein.«

Jill kam noch etwas näher. Dabei streckte sie einen Arm aus und präsentierte mir ihre Faust. »Schau mal«, sagte sie, als sie die Faust öffnete, »was ich hier habe?«

Es war ein Lippenstift!

Unscheinbar wirkte er, nur die beiden goldenen Ringe an seinen Enden ließen ihn kostbar erscheinen. »Den hattest du dir doch gewünscht, nicht wahr?«

»Ja, ich bekam ihn nicht.«

»Willst du ihn jetzt?«

Ich schüttelte den Kopf. »Zunächst einmal möchte ich diese Garage hier verlassen.«

Sie lachte. Es war ein leises Lachen, dennoch sehr wissend. »Das wirst du nicht können, es sei denn, wir erlauben es dir.«

»Wir? Ihr seid also zu mehreren?«

»Und wie. Allein ist man nie, verstehst du?«

»Fast. Wo steckt Miß de Largo?«

»Rowena?« Sie drehte den Kopf und schaute sich um. »Das kann ich dir auch nicht sagen. Vielleicht entdeckst du in der Düsternis einen Schatten, der Ähnlichkeit mit ihr hat. Das wird sie dann sein.«

»Dann ist sie noch hier unten?«

»Sicher.«

»Weshalb hat sie dich geschickt?« Jill lächelte wissend. Ihr Gesicht war noch jung, die Wangen ein wenig pausbäckig. Eigentlich paßten die stark nachgezeichneten Brauen nicht zu ihr. »Sie hat dich jedenfalls nicht vergessen, und sie vergaß auch nicht, daß du bei ihr etwas kaufen wolltest, das nur ich besitze. Warte, ich werde es dir zeigen.«

Noch während des Sprechens zog sie die Kappe des Lippenstiftes und drehte die Masse heraus. Ich schaute ihr zu, überlegte, ob ich ihr den Stift aus der Hand schlagen sollte, ließ es aber bleiben und schaute ihr zu, wie sie den Stift anhub und damit begann, die Konturen ihrer Lippen nachzuzeichnen.

Eine ähnliche Szene, wie ich sie in der Bio-Bar mit Jane Collins erlebt hatte. Nur malte Jill ihren gesamten Mund an, und sie ließ keine Stelle dabei aus.

»Siehst du?« sagte sie dann, als ihr Arm nach unten sank. »So sehe ich jetzt aus.«

Der Stift hatte ihr Gesicht tatsächlich verändert. Besonders in der unteren Hälfte, wo der Mund stark hervortrat. Er glänzte jetzt in einem kalten, blutigen, stockigen Rot. Es war nicht sehr hell, dennoch konnte ich es auch in der Dunkelheit erkennen.

»Nun?« fragte sie.

»Er hat euch verändert.«

»Richtig, und er ist der echte. Der Lippenstift, den du haben

wolltest.«

Sie führte mir ihre Arme entgegen, als wollte sie mich umschlingen.

»Komm, ich will dich küssen. Ich muß dich küssen, verstehst du?«

Das Spiel kannte ich schon. Jane hatte mich ebenfalls küssen wollen. Ich hatte sie schon abgewehrt und würde es auch bei Jill so halten. Deshalb schüttelte ich den Kopf.

»Du willst nicht?«

»Nein.«

»Lucky Lips machen dich glücklich.«

»Das ist Ansichtssache.« Ich schaute in Jills Gesicht. Im Halbdämmer wirkte der Lippenstift noch intensiver. Ihr Mund leuchtete wie eine breite, rote Lampe. Ich spürte es, sie wollte etwas von mir. Vielleicht meinen Tod.

Jill verließ sich auf ihre Rückendeckung, die ich nicht entdecken konnte. Aber nicht nur sie lauerte in der Tiefgarage, wahrscheinlich wurden wir beobachtet.

Ich brachte Raum zwischen mich und Jill. Ihr Mund verzog sich zu einem breiten Lächeln. »Das reicht nicht. Ich werde dich immer bekommen und dich zu einem Kuß zwingen.«

Ihre Worte interessierten mich nicht, weil ich einen anderen Plan hatte. Noch verbarg sich mein Kreuz unter dem Hemd. Wenige Sekunden später hatte ich es hervorgeholt, mir die Kette über den Kopf gestreift und hielt es ihr entgegen.

Für einen Moment blieb sie stehen und starrte es an. Ich rechnete mir schon einen Erfolg aus, als ich ihr leises Lachen hörte. »Was soll das?« fragte sie. »Willst du mich damit schocken? Mit einem Kreuz?«

Sie hatte ja so recht, und ich war in meiner Ansicht bestätigt worden. Das Kreuz half mir überhaupt nicht. Diese Magie, auf die sich Jill verließ, war älter, viel älter als mein Kreuz. Sie stammte aus einer atlantischen Epoche, wo gewisse Menschen die Schwarze

Magie noch mir anderen Mitteln bekämpft hatten, die mir leider nicht zur Verfügung standen.

»Das kannst du wieder wegstecken, Sinclair...« Sie kannte auch meinen Namen. Rowena de Largo mußte sich informiert haben. Ich ließ es auch verschwinden.

Ihr Lächeln wurde breiter und gleichzeitig widerlich. »Ja, das ist sehr gut«, sagte sie. »So kommen wir uns schon näher. Los, ich will dich küssen!«

Sie sprang vor. Eigentlich wirkte es lächerlich von ihr, eine derartige Forderung zu stellen, ich aber konnte mich dagegen nicht wehren und wollte es auch nicht.

Ihr Sprung war so kraftvoll gewesen, daß sie gegen mich stieß. Bevor sie abfedern konnte, hielt ich sie fest, bekam sie auch gut in den Griff, drehte sie herum und bog ihr den Arm auf den Rücken. Es war der berühmte Polizeigriff, der so gut wie nicht gesprengt werden konnte. Jill ging in die Knie. Sie drehte mir den Rücken zu. Flammen der Wut schlugen in ihr hoch. Ich hörte sie stöhnen, sie trat nach hinten aus, erwischte mich einmal, dann verstärkte ich den Druck ein wenig, so daß sie sich noch tiefer bücken mußte.

»Laß es!« sagte ich hart. »Ich werde dich nicht küssen.«

»Du bist unser Opfer!« Den nächsten Satz schrie sie in die Parkhalle hinein. »Rowena, ich habe ihn...!«

Der Ruf pflanzte sich durch die Düsternis fort, er wurde an den Wänden zu einem schmetternden Echo, ich hörte, wie sie Luft holte, um noch einmal zu schreien.

Ich war es leid, ließ sie für einen Moment los. Als Ji 11 sich beim Hochkommen zu mir umdrehte, schlug ich zu.

Es war ein absoluter Treffer. Sie verdrehte die Augen, ein leises Seufzen drang aus ihrem Mund, dann erging es ihr wie Jane Collins in der Bio-Bar. Bewußtlos knickte sie vor meinen Füßen zusammen. Ich ließ sie liegen und wollte auch den Lippenstift abwischen, aber

dagegen hatten andere etwas.

Daß sie sich in der Parkhalle befanden, bekam ich nicht zu sehen, dafür zu hören.

Wie eine unsichtbare Wolke brandete mir plötzlich das Fauchen entgegen. Es war ein Geräusch, das mir Unbehagen einjagte, weil ich es nicht sofort einordnen konnte.

Ein Werwolf gab ähnliche Laute von sich. Dieses Fauchen erinnerte mich an das Donnern eines Wüstenkönigs.

Ja, so machte sich ein Löwe bemerkbar.

Hatte Jane nicht von einer Sphinx gesprochen? Dieses mystische Wesen stand mit einem Löwen in unmittelbarem Zusammenhang. Eine Sphinx ist ein Löwe mit einem Frauenkopf.

Und ich hörte dieses Fauchen. Es gellte wie eine furchtbare Warnung durch die Halle.

Ich stieg über den leblosen Körper der Punkerin hinweg. Leider war es zu dunkel, um diejenige Person entdecken zu können, die so unheimlich fauchte. Außerdem gab es zahlreiche Verstecke, Winkel, Ecken, Säulen, das alles paßte hervorragend in den Plan meiner Gegnerin. Das Fauchen verstummte. Ich hätte mich nicht gewundert, wenn mir plötzlich eine Sphinx entgegengesprungen wäre.

Statt dessen geschah etwas anderes.

In der großen Parkhalle leuchtete es an verschiedenen Stellen rot auf. Es waren keine roten Lampen, sondern rote Lippen!

Sie hatten sich gut verteilt. Ich zählte sie. Sechs Münder waren es, die in der Luft zu schweben schienen..

Rowena de Largos Helferinnen...

Jetzt durchschaute ich auch ihren Plan. Rowena de Largo hatte die Lippenstifte nicht nur bestimmten Kundinnen verkauft, sie mußten die Ware auch ihren Kolleginnen angedreht haben.

Die echten, alten Stifte...

Damit hätte ich auch vorher rechnen können. Nun ja, ich hatte daran

nicht gedacht, die Folgen sahen nicht gut aus.

Das Brüllen erklang nicht mehr. Dafür rief ich in die Halle hinein.

»Rowena de Largo, melden Sie sich! Beweisen Sie mir, daß Sie da sind. Oder sind Sie zu feige?«

Sie war es nicht. »Sinclair!« Ihre Stimme klang anders. Schrill, vielleicht sogar ein wenig fauchend. »Sinclair, ich wußte, daß du kommen würdest. Ich habe dich erwartet und wäre enttäuscht gewesen, wäre es anders gekommen. Aber jetzt habe ich dich. Meine Freundinnen und ich warten darauf, dich zu küssen, verstehst du? Du wirst ihnen nicht entkommen. Diese Garage ist eine Falle. Sie wollen dich ja nicht töten, nur küssen, Sinclair, nur küssen. Kann es etwas Schöneres geben, als von mehreren Frauen geküßt zu werden? Jeder Mann sehnt sich danach. Dir wird es beschieden sein...«

Darauf konnte ich verzichten, aber die Frauen wollten es nicht. Noch während Rowena gesprochen hatte, zogen sie den Halbkreis enger. Sie lösten sich von ihren Standorten, sie schlichen an den Tragesäulen vorbei oder verließen die Schatten der geparkten Wagen. Ihre Körper waren kaum zu erkennen, dafür aber die Lippen. Mit jedem Schritt, den sie zurücklegten, näherten sie sich mir. Die Entfernung schmolz gefährlich zusammen.

Ich sprach Rowena an. »Woher hast du den Lippenstift? Aus welchem Material besteht er?«

»Es ist uralt. Damals haben sie gedacht, die hätten die Sphinx getötet, aber sie irrten sich. Die Sphinx ist viel mächtiger, als die Narren es dachten. Sie überlebte in einer anderen Form, und auch ihre Magie blieb erhalten.«

»Es war also die Sphinx, die später in der griechischen Mythologie eine so schreckliche Rolle gespielt hatte.«

»Genau die. Nicht die rätselhafte der Ägypter, sondern die furchtbare.«

»Hast du ihr Erbe übernommen?«

»Ja!«

»Dann verschlingst du auch Menschen?« rief ich in die Halle hinein.

Sie lachte. »Möglich. Wenn ja, würde ich dich als ersten nehmen. Du bist nicht Odipus, Sinclair. Er hat die Sphinx damals vernichtet, du wirst es nicht schaffen.«

»Laß es uns versuchen!«

Die Antwort hätte ich mir vorher ausrechnen können. »Keine Sorge, Sinclair, wir werden es versuchen. Den Zeitpunkt bestimme ich. Hast du gehört?«

»Sicher!«

Rowenas Helferinnen waren in der Zwischenzeit noch näher an mich herangekommen. Ihre Lippen kamen mir vor wie erstarrtes Feuer, nur gaben sie keinen Schein ab. Hinter ihnen sah ich schwach die Umrisse ihrer Gesichter. Die Augen konnte ich dabei nur mehr ahnen. Ich war bewaffnet, die Frauen nicht. Ein Killer hätte möglicherweise seine Kanone gezogen und geschossen, weil er sich bedroht fühlte. Ich gehörte nicht zu dieser Sorte. Es mußte noch einen anderen Ausweg geben. Dabei dachte ich an das Gitter. Irgendwo befand sich der Kontakt, um es in die Höhe schnellen zu lassen. Möglicherweise in der nicht besetzten Loge nahe dem Eingang, und zwar gegenüber meinem parkenden Wagen. Auch dorthin war mir der Weg versperrt. Jill lag noch immer bewegungslos am Boden. Wahrscheinlich hielt die Wirkung des Treffers die nächste Stunde an. Das beruhigte mich etwas. Die Einfahrt lag links vor mir. Ich wollte nicht direkt auf mein Ziel zusteuern, deshalb huschte ich nach rechts, wo sich vier Lippen hastig mitbewegten, als mir die beiden Frauen den Weg abschneiden wollten. Ich lief direkt auf den freien Raum zwischen ihnen zu, der sich sehr rasch verengte, um zu einer Insel der Gewalt zu werden, in die ich hineindrang.

Mit seitlich geführten Hieben verschaffte ich mir die freie Bahn. Ich

traf rechts und links, hörte die dumpfen Geräusche des Aufpralls. Die Lippen verschwanden.

Eine Frau kippte gegen eine Säule, die zweite tauchte einfach unter. Beide schrien hinter mir her. Das Echo der Schreie begleitete meinen Lauf, der mich in die Tiefe der Parkhalle hineinführte. Meine hastigen Laufgeräusche mischten sich unter die Schreie.

Schon war die nächste da. Sie hatte sich bisher versteckt gehalten und erschien hinter einem abgestellten alten Mercedes, auf den ich zurannte. Die Frau hielt den Mund weit offen. Er sah aus wie ein verzerrter, zitternder Ring.

Woher sie den Stock oder die Eisenstange hatte, wußte ich auch nicht. Jedenfalls wollte sie mich damit erwischen und hatte schon zum Schlag ausgeholt, als ich mitten im Lauf abfederte, mich auch zur Seite warf und trotzdem in die Höhe kam.

Mit beiden Füßen gleichzeitig landete ich auf der breiten Motorhaube des Mercedes. Ich hörte das dumpfe Geräusch, als sich das Blech verbog, und sprang auf das Dach des Wagens, das ich als Sprungschanze mißbrauchte.

Der nächste Sprung schleuderte mich über die um den Wagen laufende Person hinweg. Ich kam sicher auf, drehte mich sofort herum, sah die Stange schräg auf mich zurasen und lief direkt in den Schlag hinein, wobei ich erst im letzten Augenblick auswich, so daß sie mich verfehlte. Mit einem sicheren Tritt hebelte ich die Frau zu Boden. Als sie auf den Rücken fiel und sich herumwälzte, war ich bei ihr und drückte sie unter den Wagen. Dann rannte ich weiter.

Sie wollten mich haben. Plötzlich erschienen sie abermals aus allen Richtungen. Die Münder tanzten wie kleine Schlünde. Das Rot der Lippen sah furchtbar aus, es konnte Angst einflößen. Ich durfte alles, mich nur nicht küssen lassen.

Von der rechten Seite her warf sich ein Schatten gegen mich. Bevor ich noch abdrehen konnte, hatten mich die Hände schon erwischt und

umklammerten meine Hüfte.

Mit einem harten Ellbogenstoß löste sich der Griff. So befreit, drehte ich mich, lief drei Schritte — es war mehr ein Anlauf - und sprang auf den nächsten Wagen.

Wieder benutzte ich das Dach als Starthilfe. Mein Sprung war gut, ich kam über zwei Gegnerinnen hinweg, die ihre Arme hochreckten und dennoch ins Leere griffen.

Sicher kam ich mit beiden Füßen zuerst auf, stoppte die Bewegung nicht und lief schon weiter. Diesmal in die korrekte Richtung. Die kleine Loge befand sich nicht mehr weit entfernt. Diese zehn Yard schaffte ich sicher. Rowena de Largo hatte sich bisher nicht gezeigt und auch nicht mehr gefaucht. Sie war feige wie viele Dämonen. Lieber schickte sie ihre Diener vor, als sich selbst in Gefahr zu begeben.

Die Tür der Loge war geschlossen. Im Innern brannte die Notbeleuchtung. Der schwache Schein fiel durch die Glaswände. Die Gitterstange nahe der Ausfahrt stand senkrecht. Dahinter sah ich die Waben des Eisengitters, die ein starres Muster bildeten. Ich prallte fast vor die Tür, mit soviel Schwung war ich gelaufen. Wenn sie jetzt geschlossen war, hatte ich das Nachsehen. Sie war es nicht!

Während ich sie aufriß, warf ich einen Blick über die Schulter zurück in die Halle. Dort tanzten die roten Lippen der mich verfolgenden Frauen wie blutige Ovale.

Glücklicherweise waren sie noch so weit entfernt, daß mir einige Sekunden blieben.

Ein Tisch, ein Schaltpult mit zahlreichen Knöpfen, davor ein Drehstuhl und an der Seite ein schmaler Spind. Mehr Einrichtungsgegenstände paßten nicht in die Loge.

Wo befand sich der Schalter oder der Kontakt für das Gitter? Ich war hinter dem Stuhl stehengeblieben, hielt den Oberkörper vorgebeugt und die Arme ausgestreckt. Meine Hände berührten die

Konsole dicht unter der ersten Kontaktleiste.

Es gab einfach zu viele Schalter und Kontakte, um sofort den richtigen herausfinden zu können. Zudem besaßen nicht alle die entsprechenden Beschriftungen.

Da zersplitterte die Scheibe!

Ich hörte das Klirren und Krachen, kreiselte herum, und die nächste Szene kam mir vor wie in Zeitlupe.

Nicht eine ihrer Dienerinnen hatte die Scheibe zerstört. Jetzt war Rowena de Largo selbst gekommen.

Nicht als Mensch, dafür als Sphinx!

Vor den Hügeln trieben Nebel. Es hatte vor einigen Stunden stark geregnet, der Boden war noch feucht, und die Sonnenstrahlen dampften ihn jetzt ab. Die grauen Schwaden ließen sich auch vom Geäst der Bäume nicht aufhalten, sie fanden ihren Weg durch jede Lücke, wallten in die Höhe und bedeckten die Umgebung mit einem weißgrauen Wolkenband, das sich auch über den schmalen Bach legte, der ein Tal durchfloß. In dem Tal stand auch eine Blockhütte, von deren Fenster der Betrachter auf die vier Steine schauen konnte, die das kleine Tal beherrschten. Es waren die flaming stones, auch Flammende Steine genannt, weil sie aussahen wie Feuer, wenn die Magie erweckt wurde, die in ihnen steckte. Sie stammten von einem längst versunkenen Kontinent, der lange Jahre in Vergessenheit geraten war, aber in der letzten Zeit so etwas wie eine Renaissance erlebte. Atlantis! Diese Steine konnten »sprechen«. Ihre Magie war in der Lage, Zeiten zu überbrücken und Wege zu schaffen, die hinein in die Vergangenheit führten.

Die Flammenden Steine standen irgendwo in Mittelengland. Es war ein normaler Platz, von bewaldeten Hügeln umgeben und trotzdem nicht sichtbar. Für Menschen war er nicht vorhanden, und dafür wiederum sorgte eine bestimmte Magie. Sie wurde von zwei

Menschen beherrscht, die hier ihre Heimat gefunden hatten. Kara, die Schöne aus dem Totenreich, und Myxin, der kleine Magier. Beide stammten aus Atlantis, waren über 10.000 Jahre alt und hatten in Atlantis auf zwei verschiedenen Seiten gestanden, sich gegenseitig bekriegt, doch in der Gegenwart wieder zusammengefunden, nachdem ein langwieriger Prozeß den kleinen Magier geläutert hatte. Seine Kräfte setzte er jetzt für die Sache des Guten ein.

So wie Kara, die Tochter des Delios, der ebenfalls in Atlantis ein Mächtiger gewesen war und auf der weißmagischen Seite gestanden hatte.[\[1\]](#)

Als er starb, hatte er Kara das Schwert mit der goldenen Klinge als Erbe überlassen, neben dem Trank des Vergessens, der sich leider in den Klauen eines gefährlichen Dämons befand, des Spuks. Kara sah es als ihre Pflicht an, ihr Leben im Sinne ihres Vaters weiterzuführen, und so hatte sie den Mächten der Finsternis den Kampf angesagt.

Unterstützt von Myxin, dem kleinen Magier, und natürlich den Flammenden Steinen.

Sie sprachen beide über die Steine, und Myxin nickte der ihm gegenüberstehenden Kara zu. »Du hattest also doch recht mit deiner Vermutung. Die Masse stammte aus Atlantis.«

»Sicher, Myxin. Ich habe eigentlich immer damit gerechnet, daß sie einmal erscheint, in welcher Form auch immer.«

»Sprichst du von der Sphinx?«

»Genau.«

»Ich war damals nicht dabei und...«

»Deshalb ist es auch meine Sache, sie endgültig zu zerstören. Ich kann mich noch erinnern, wie es damals gewesen ist. Mein Vater hat vier seiner Vertrauten den Auftrag gegeben, die Sphinx zu vernichten. Er kannte ihre Schwäche, das grelle Sonnenlicht. Also gab er den Auftrag, die Sphinx heimlich auf das Meer zu schaffen

und dann zu ankern, wenn die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hat. Die Männer folgten seinem Rat. Die Sphinx schmolz zusammen, wie sie meinem Vater nach ihrer Rückkehr berichteten. Es blieb nur mehr die geschmolzene Masse zurück, die anschließend ins Meer floß.«

»Womit sie nicht vernichtet war.«

»Nein, man hat sie gefunden.«

»Später die Griechen?«

»So kann es gewesen sein. Sie müssen aus ihr eine neue Sphinx geformt haben, aber das ist es nicht, was mich stört. Jemand anderer, der ebenfalls über Atlantis Bescheid weiß, hat sich dieser furchtbaren Magie angenommen.«

»Hast du einen Verdacht?«

»Nein, viele haben überlebt.«

Der kleine Magier hob den schmalen Kopf. Es fiel wenig Licht durch die kleinen Fenster, so daß der Raum relativ dunkel war. Dennoch war die leicht grüne Gesichtsfarbe des kleinen Magiers zu erkennen. Ja, er besaß eine grünlich schimmernde Haut und dunkle, geheimnisvolle Augen.

Myxin war ein besonderer Mensch. Er hätte sich selbst nicht einmal als menschlich angesehen, denn die Bedürfnisse eines normalen Menschen stellten sich bei ihm nicht ein. Er lebte von einer Magie, die ihn auch hatte überleben lassen. So benötigte er kein Essen, kein Trinken, er war einfach da und existierte.

»Du weißt, Kara, daß wir zu wenige von ihnen gefunden haben, trotz intensiver Suche.«

»Sie halten sich eben gut versteckt«, erwiderte die schwarzhaarige Frau.

»Zu gut. Aber ich finde sie.«

»Du allein?« Kara stand auf. Sie wollte Myxin bei der Antwort nicht in die Augen schauen. Deshalb ging sie auch auf das Fenster zu

und schaute hinaus zu den Flammenden Steinen.

»In diesem Fall ist es so, Myxin. Ich werde es allein übernehmen. Das bin ich meiner atlantischen Vergangenheit einfach schuldig. Es gibt viele Dinge, die wir gemeinsam durchgestanden haben. Hierbei aber möchte ich mir von dir nicht helfen lassen. Da fühle ich mich einfach zu sehr als die Erbin meines Vaters.«

»Du denkst auch an die Gefahren?«

»Natürlich.«

»Wie ist es mit John Sinclair?«

Kara drehte sich wieder um, blieb aber mit dem Rücken zum Fenster stehen. Sie strich eine seitliche Strähne ihres, schwarzen Flaares zurück. »Er ist bereits eingeweiht und wird mir zur Seite stehen.«

»Wobei sein Kreuz diesmal ohne Wirkung bleiben wird.«

»Es wäre nicht das erste Mal, Myxin.«

Der kleine Magier nickte. »Bisher hat er sich stets aus der Affäre winden können. Ich bin gespannt, ob er auch gegen die schreckliche Sphinx ankommt.«

»Wir werden es jedenfalls versuchen«, erklärte Kara.

Myxin kam mit einem Einwand. »Wenn du nicht weißt, wer sich hinter allem verbirgt, wie willst du deinem Gegner dann auf die Spur kommen?«

Kara deutete in Richtung der Steine. »Durch sie. Die müssen mir eine Antwort geben.«

»Eine zweite.«

»Ja, sie brachten mich auf die Spur. Ich frage mich nur, wer alles infiziert wurde. Dieser Lippenstift ist tödlich. Ich habe Jane Collins erklärt, daß es Tote geben wird. Dieser Fall ist leider schon eingetreten. Eine Frau hat es geschafft, ihren Mann zu vernichten. Sie selbst ist ebenfalls getötet worden.«

»Ich würde dir gern helfen«, sagte Myxin.

»Das weiß ich ja. Du mußt mich auch verstehen.«

»Es fällt mir schwer.«

Kara deutete auf ihr Schwert. »Es ist das Erbe meines Vaters. Es steckt voller Magie. Die goldende Klinge ist kaum zu begreifen. Ihre Kraft wird sich auch auf mich übertragen.«

»Das wünsche ich dir.«

Kara ging zur Tür. Noch einmal wiederholte sie: »Damals haben sie die Sphinx nicht vernichtet, nur geschmolzen, aber nicht töten können. Das wird sich nun rächen.«

Kara zog die Tür auf und nickte ihrem Partner zum Abschied zu. Sie trat hinaus in eine ruhige, schweigende Welt, in der das Geräusch des fließenden Bachwassers überhaupt nicht störend klang. Das Wasser bedeutete Kraft und Reinigung zugleich. Dieser Ort war etwas Besonderes, hier lebten Kara und Myxin für ihre Aufgabe, die sie allerdings oft genug in Lebensgefahr gebracht hatte. Der kleine Magier hielt sich an die Regeln. Wenn Kara von einer Sache so überzeugt war, durfte er daran nicht rütteln. Da mußte er sich zurückhalten, auch wenn es ihm schwerfiel.

Kara schritt dem Ziel entgegen. Der Nebel war nicht nur in die Höhe gestiegen, er hatte seinen Weg auch in dieses kleine Tal hineingefunden und umwallte die Füße der Frau, so daß es aussah, als würde sie über dem grünen Gras schweben.

Das lange Gewand reichte der Schönen aus dem Totenreich bis zu den knöcheln. Bei jedem Schritt warf es Falten, es machte die Bewegungen mit, und der Stoff glänzte wie lackiert.

Kara ging auf die Steine zu. Auch sie wurden von den langen, grauen Armen umspielt. Mit sehr einschläfernd wirkenden Bewegungen umtanzte sie der grauweiße Dunst, als wollte er fühlen, ob er irgendwo eindringen könnte.

Karas Gesicht hatte einen sehr ernsten Ausdruck angenommen. Sie wußte über die Schwere ihrer Aufgabe Bescheid.

Die Steine waren nicht allmächtig, einem Dämon war es sogar vor nicht allzu langer Zeit gelungen, sie fast zu zerstören, aber sie hatten ihre alte Gestalt wiedergefunden, das freute Kara und Myxin. Auch waren die hohen Klötze miteinander verbunden. Die Diagonalen zeichneten sich inmitten des sattgrünen Grases schwach ab. Sie würden leuchten, wenn die Magie einmal aktiviert worden war. Die Steine selbst bildeten die vier Enden eines Quadrats. Als Kara in diese geometrische Figur hineintrat, straffte sie unwillkürlich ihre Schultern. Sie fühlte sich als eine andere Person, vielleicht sogar ein wenig an ihre Vergangenheit im alten Atlantis erinnert. In der Mitte des Quadrats blieb sie stehen. Genau an der Stelle, wo sich die beiden Diagonalen kreuzten. Dies war ein neuralgischer Punkt, nur hier entfaltete die Magie ihre volle Kraft, da gelang es ihr, die Steine zu aktivieren, um deren Magie für ihre Zwecke auszunutzen. Es gab ein gewisses Ritual, das unbedingt eingehalten werden mußte, wollte Kara die Magie der Steine aktivieren. Sie schaffte es nicht nur durch ihre Gedankenkraft, sie mußte durch einen Gegenstand verstärkt werden, der als Katalysator zwischen sie und die Steine geschaltet worden war.

Das Schwert mit der goldenen Klinge!

Mit der rechten Hand zog Kara die Waffe vorsichtig aus der Scheide. Sie lauschte dem leisen Schleifen, das bei dieser Bewegung entstand. Obwohl die dünnen Dunstschwaden durch das Quadrat zogen, nahmen sie dem Schwert nichts von seinem Glanz.

Die Klinge leuchtete und strahlte nicht, dennoch besaß sie einen Schein, der von innen kam, als wäre sie damals, bei ihrer Entstehung, geweiht worden.

Delios, Karas Vater, hatte Nathan, dem Schmied, diesen Auftrag gegeben, und er wiederum hatte das Schwert so geschaffen, wie Kara es nun in der Rechten hielt.

Sie senkte die Klinge und drückte sie mit der Spitze genau in den

Schnittpunkt der beiden Linien.

Auch die zweite Hand legte sie auf den Griff. Eine Haltung, die sie einnehmen mußte, um die volle Kraft aus der Klinge und den Steinen hervorzuholen.

Kara gehörte zu den Menschen, die es schafften, sich zu konzentrieren. Besonders dann, wenn sie etwas so Wichtiges vorhatte wie in diesen Augenblicken.

Allmählich schlossen sich ihre Augen zu Schlitzern. Es war das äußerliche Zeichen für den Beginn der magischen Trance. Ihre Lippen waren nicht geschlossen, noch drangen leise Worte aus ihrem Mund, die ausgesprochenen Gedanken, die in ihr steckten.

Sie redete mit ihrem toten Vater und hoffte, daß dessen Geist ihr die Kraft gab, die Beschwörung bis zu dem Ende durchzuführen, das sie sich herbeisehnte.

Kara stand in der normalen Welt. Noch nahm sie das Bild der Steine in sich auf, noch zeigten sie ihre graue Naturfarbe, aber auf dem Boden tat sich etwas.

Die beiden Diagonalen spürten das andere zuerst.

Waren sie nur mehr schwach zu erkennen, so änderten sie ihre Farbe. Von innen her glühten sie auf und nahmen ein tiefes Rot an. Es lief weiter, es wanderte, es zeigte an wie ein mit roter Kontrollflüssigkeit gefülltes Thermometer.

Und die Steine gaben die »Antwort«.

Sie glühten auf. In ihrem Innern entzündete sich ein Feuer ohne Flamme. Ein düsteres Rot, das an den Enden der Steine begann und allmählich in die Höhe stieg.

Das graue Gestein verschwand, die Steine wirkten so, als wollten sie anfangen zu brennen, aber das kalte Feuer hielt sich in den Grenzen, es schlug nicht aus ihnen hervor.

Dann standen sie in Flammen!

Kara spürte den Anprall der fremden Magie, die durch das Schwert

in ihr Innerstes geleitet wurde. Sie bekam den Eindruck, als würde sie sich den anderen Dingen gegenüber öffnen. Sie war plötzlich frei, sie schwebte, ihr Blick tauchte tiefein in fremde Dimensionen und Welten. Sie sah andere Dinge, die Zeiten verwischten. Was war Vergangenheit, was Gegenwart und Zukunft?

Kara hätte es nie beantworten können. Sie hatte sich voll und ganz dem Spiel der Kräfte hingeeben, stand zwar noch im Quadrat der Steine, schwebte aber mit ihrer Seele, dem zweiten Ich, längst in den anderen Dimensionen.

Noch suchte sie den Weg.

Es war schwer, denn ihr Geist machte die Zeit der Irrungen und Wirrungen durch. Sie hatte sich noch nicht für ein Ziel entscheiden können, irgendwo befand sich das, was sie suchte, nur war es für sie noch nicht greifbar.

Hatte sie den falschen Weg gewählt?

Kara konzentrierte sich sehr stark auf das, was sie erfahren wollte. Es gelang ihr auch, die Gedanken zu leiten und so zu kanalisieren, daß sie sich an einem Punkt festklammerten. Das war die schreckliche Sphinx!

Um zu erfahren, was in der Gegenwart ablief, mußte Kara tief in die Vergangenheit tauchen, was sie mit all ihr zur Verfügung stehenden Kräften versuchte.

In der Vergangenheit oder auf dem Weg zu ihr war die Lösung zu finden. Der Richtungsweiser für die Gegenwart, denn jemand mußte die Rolle der Sphinx übernommen haben.

Aber wer?

Atlantis - ihr Vater Delios — die vier von ihm ausgeschickten Vertrauten - plötzlich sah sie alles vor sich. Das waren Bilder, die auf einmal entstanden und sich auch nicht auslöschen ließen. Wie ein Film liefen die Szenen vor ihrem geistigen Auge ab. Ein Filmstreifen, der sich allmählich klärte. Nicht nur die vier Gesandten

waren zu sehen, auch ein Schiff, das in einer Bucht ankerte.

An Bord stand etwas. Eine gefährliche Statue — die Sphinx. Noch war sie verdeckt, schon bald aber sah Kara in einen grellen, fast explodierenden Kreis hinein.

Die Sonne!

Sie strahlte nicht nur auf die Erde nieder, ihre Strahlen trafen auch das Schiff, auf dessen Deck die Statue ihren Platz gefunden hatte. Keine Plane verhüllte sie noch, die Sonnenstrahlen konnten sie frei treffen — und vernichten.

Die magische Sphinx schmolz zusammen. Sie zerrann, sie zerfloß, der dicke Brei schob sich über das Deck, fand Mittel und Wege, um durch Ritzen zu gelangen und in bestimmte Löcher zu dringen. Das Wasser nahm ihn auf.

Es kühlte ihn ab, und Kara konnte »sehen«, wie die dicke Flüssigkeit auf den Meerboden sank.

Immer tiefer und tiefer, von der Strömung gepackt, mitgerissen und verteilt.

Es sah nach dem Ende aus, aber das war es nicht, denn die Strömung schien von den Mächten der Dunklen Seite unter Kontrolle gehalten zu werden. Sie trieben die Masse in einem großen Bogen zurück an Land, wo die Wellen des Meeres sie anspülten und eine einsame Frauengestalt am Ufer stand, um über das Wasser zu starren. Das mußte sie sein!

Das Haar der Frau wehte im Wind. Es war schwarzes Haar, wie das Gefiedereines dunklen Vogels. Der Wind spielte mit ihm und trieb es von einer Seite auf die andere, wenn er innerhalb kurzer Zeit seine Richtung wechselte.

Die Frau trug nicht einen Faden am Leibe. Ihre Kleidung lag in einer Mulde, sie war im Begriff in den Wellen des Meeres ein Bad zu nehmen, und sie konnte nicht sehen, was angetrieben wurde, denn die Masse befand sich noch unter Wasser.

Noch zögerte sie. Vielleicht fühlte sie sich beobachtet. Aber nur Kara schaute ihr aus einer anderen Zeit zu. Sie sah den nackten Rücken der Frau und den Schwung der Hüften. Ein Körper wie gemalt, schön und verführerisch.

Sie hob die Arme. Eine fließende Bewegung, ebenso wie die der Finger, als sie gespreizt durch das dunkle Haar fuhren und es aufwühlten. Der feine Sand wurde von den unsichtbaren Flügeln des Windes in die Höhe geschaufelt und gegen den nackten Körper geworfen. Die Unbekannte bewegte die Füße, die Zehen spielten im Sand. Sie schaute auf die Wellenkämme, die im Licht der warmen Sonnenstrahlen wie durchsichtiges, flüssiges Gold schimmerten, mit einem leicht grünlichen Schleier in ihrem Innern. Ein friedliches Bild, das jedoch trog.

Hätte Kara es vermocht, sie hätte die Frau zurückgehalten, so aber entging sie nicht ihrem Schicksal.

Mit einer entschlossen anmutenden Bewegung betrat sie das Wasser. Die auslaufenden Wellen umspülten zunächst ihre Füße, wenig später die Knie, dann reichte der Schaum hoch bis zu ihren Hüften. Er umschmeichelte die Haut wie streichelnde Finger.

Für Kara hatte es den Anschein, als würde die Fremde direkt in die Sonne hineinschreiten, deren Strahlen die Konturen des Körpers wie den feinen Sand am Ufer zerfließen ließen.

Sie tauchte ein, bückte sich noch und begann zu schwimmen. Wellen trugen sie weiter hinaus, manchmal schaukelte sie auf deren Kronen wie eine Königin der Meere.

Doch das Unheil nahm seinen Lauf.

Es näherte sich der Schwimmerin. Eine geschmolzene Masse, die nicht unterging und zu Boden sank, aber auch nicht so leicht war, daß sie an der Oberfläche schwamm.

Dicht unter dem Wasserspiegel trieb sie dahin. Getragen von der Kraft der Wellen, sich manchmal ausbreitend, dann wieder

zusammenfließend und so aussehend, als würden sie Arme bilden.

Kara hatte das Glück, auch in die Tiefe schauen zu können. Sie beobachtete das Gebilde, dessen magische Kräfte noch erhalten geblieben und auf einen bestimmten Punkt gerichtet waren. Er bewegte sich über ihm.

Ein Schatten mit menschlichen Umrissen — die Schwimmerin. Sie wurde zur sicheren Beute der magischen Masse.

Die Arme streckten sich. Sie waren auf einmal lang wie nie, erinnerten an die Tentakel eines Kraken und griffen zu. Die Frau wurde völlig überrascht. Sie riß noch einen Arm hoch, bevor sie in die Tiefe gezerrt wurde. Ihre Hand tanzte für einen Moment oberhalb der Wasserfläche, als wollte sie zum Abschied winken. Dann war auch sie verschwunden. In der Tiefe rollte sich die Masse um die nackte Schwimmerin. Sie umschlang sie, begann damit an den Knöcheln, bedeckte schon bald den Oberkörper und ließ auch das Gesicht nicht aus, in das Kara noch einmal hineinschauen konnte und deutlich den entsetzten Blick der Augen sah und den weit geöffneten Mund darunter, aus dem noch letzte Luftbläschen stiegen, die an der Oberfläche zerplatzten. Danach sah sie nur noch graues sprudelndes Wasser, das wie eine Wand wirkte.

Die schreckliche Szene war beendet, sie ging trotzdem weiter, denn am Strand erschien ein Mann.

Er war den langen Dünenhügel hinabgelaufen und hatte die Stelle, an der die Kleidung der Frau lag, sehr bald mit langen, raumgreifenden Schritten erreicht.

Dort blieb er stehen, schaute auf das Wasser, rannte hin und stieß einen Schrei aus.

Kara konnte ihn nicht hören. Sie sah nur, wie er seinen Mund öffnete. Wahrscheinlich hatte sich die Frau seinetwegen ständig umgeschaut, bevor sie in das Wasser stieg.

An der Haltung des Mannes war zu erkennen, daß er etwas

Schreckliches erwartete. Er selbst traute sich nicht ins Wasser und suchte allein die Oberfläche ab.

Die Sonne war tiefer gesunken. Ihr Schein fiel jetzt in einem spitzeren Winkel auf die Oberfläche, wo er sich wie ein goldgrüner Teppich ausbreitete, in deren Mitte es anfang zu brodeln.

Kara ahnte, was kam. Sie konnte nichts tun, und der stumme Beobachter hatte keine Ahnung.

Das Grauen jagte wie eine Brunnenfontäne aus dem Meer. So schnell und plötzlich.

Zuerst bildete das Wasser hochspritzende Wellenberge, die sich zu einer gläsernen Wand vereinigten. Als sie zusammenfiel, erschien das Monstrum.

Die Sphinx!

Frauenkopf und Löwenkörper!

Eine furchtbare Mischung. Grausam und gefährlich. Monströs und riesig, und der Kopf der Sphinx gehörte der Person, die vor kurzen ins Meer gestiegen war.

Die Magie hatte ihre Schuldigkeit getan. Ein Monstrum war geboren worden und suchte Opfer.

Es erwischte den einsamen Mann. Er hatte noch seine Arme in die Höhe gerissen, eine fast lächerlich anmutende Abwehrbewegung, denn die Kraft des gewaltigen Löwenkörpers katapultierte die Sphinx mit einem Sprung auf den Wartenden zu.

Kara sah es, obwohl sie es nicht wollte. Die griechische Sage hatte sich in einem Punkt geirrt.

Diese Sphinx stellte keine Rätsel. Sie tötete sofort auf die ihr nachgesagte, furchtbare Art und Weise.

Das Bild verschwand. Noch einmal abersah Kara dieses gefährliche Monstrum. Übergroß kam ihr der Kopf vor. Das Gesicht war gräßlich verzogen, die kalte Mordlust leuchtete in den Augen. Kara glaubte, von dieser Gestalt angestarrt zu werden. Dann schob

sich ein Film aus allen Richtungen vor dieses in der räumlichen Tiefe stehende Bild.

Es löste sich auf.

Die Trance der dunkelhaarigen Frau blieb. Nach wie vor schaute Kara in den magischen Tunnel der Zeiten, sah die Jahrhunderte kommen und vergehen, aber etwas blieb.

Die Sphinx!

Sie war längst auf den Grund des Meeres gesunken, bis ein Seebeben die Fläche erschütterte und gewaltige Spalten aufriß, damit das frei werden konnte, was gefangen war.

Das Unheil kehrte zurück. Es war frei, und es wurde auch gefunden. Von wem, das sah Kara nicht. Sie spürte jedoch eine gewisse Ausstrahlung, die sich zu einem Bild verdichtete.

Ein Haus oder ein Tempel?

Stehend im Nirgendwo, umgeben von hellen Schatten, die wie Nebel wanderten.

Kara konzentrierte sich noch stärker, doch ihre Kräfte waren erschöpft. Sie hatte alles versucht, und auch die Macht des Schwertes mit der goldenen Klinge war nicht unbegrenzt.

Sie spürte den Schwindel, war aber nicht in der Lage, etwas gegen ihn zu unternehmen.

Jemand zog ihre Beine weg. Nicht sehr schnell, beinahe unnatürlich langsam.

Dann sank sie zu Boden. Weil sie sich auf das Schwert stützte, war es kein schwerer Fall. Zudem landete sie im weichen Gras, so daß die Bewegung mehr einem Hineingleiten ins Bett ähnelte. Die Schöne aus dem Totenreich kehrte erst wieder in die normale Welt zurück, als sie etwas Kaltes an ihren Lippen spürte, den Mund automatisch öffnete und schluckte.

Über sich sah sie Myxins Gesicht. Er hielt ein Glas mit frischem Quellwasser an ihren Mund, damit Kara trinken konnte und es ihr

bessering.

Mit einer sanften Bewegung hob sie ihren rechten Arm an und drückte Myxins Hand zurück. Kara wußte, daß der kleine Magier sie in die Blockhütte gebracht hatte.

Myxin stellte das Glas ab. Er hatte viele Fragen, wartete jedoch, bis Kara anfang zu sprechen.

Sie nickte dem kleinen Magier zu. »Es war nicht einfach«, flüsterte sie.

»Wirklich nicht einfach. Ich habe getan, was ich konnte, aber die Kraft reichte nicht.«

»Du warst wie verschwunden. Dein Körper erinnerte mich an Glas...«

»Ich konnte sehen«, flüsterte sie. »Viel sehen. Tief hinein in die Vergangenheit.« Sie betonte jedes Wort einzeln. »Es war das Ende und der Beginn.«

»Dann lebt die Sphinx?«

»Sie ist nicht getötet worden. Sie holte sich ein Opfer, eine Frau, schön und dunkelhaarig. Es muß die Frau sein, die auch heute noch lebt.«

»Weißt du, wo sich die Person befindet?«

»Nein!« Kara stieß das Wort gequält aus. »Ich sah ein Haus, aber mehr einen Schatten, einen Tempel. Dahinter vielleicht Berge oder Nebelbänke. So genau war es nicht zu erkennen. Dann verlosch das Bild.«

»Und wie willst du die Frau finden?«

»Ich brauche Hilfe.«

»John?«

»Ja, wir müssen uns mit ihm oder Suko in Verbindung setzen. Anders geht es nicht.«

»Ich bin dafür«, erklärte der kleine Magier. »Wenn sie jetzt einen Namen besitzt, eine Identität, dann muß herauszufinden sein, wo sie

sich aufhält.«

»Ja, und das sehr schnell, bevor noch mehr Menschen ihr Leben verlieren...«

Es war eine Szene, die mich schockte, weil ich mit ihr einfach nicht gerechnet hatte.

Okay, ich kannte Rowena de Largo als Frau, als hübsche Person, wenn auch mit einem tödlichen Charakter versehen, aber jetzt sprang sie mich als Untier an. Das war ungeheuerlich!

Sie war eingehüllt in einen Wirbel aus Scherben, und auch mir sprühte dieser gläserne Regen entgegen, so daß ich beide Arme zur Abwehr hochriß, dennoch erwischt wurde, und zwar von den Splittern der Scheibe und der Sphinx.

Was mich zuerst traf, sah ich nicht, die hochgerissenen Arme verdeckten mein Blickfeld. Jedenfalls bekam ich einen heftigen Schlag ab, der mich zu Boden schmetterte.

Die Wand hielt mich auf. Meine Schulter brannte, ich wollte zur Waffe greifen, als ein gewaltiger Schatten mein Blickfeld versperrte. Diesmal waren es nicht meine eigenen Arme, dafür die Sphinx, die wie ein Klotz aus Eisen auf mir hockte und ihre gewaltige Pranke so vorgestreckt hatte, daß die scharfen Krallen meinen Hals berührten. Wenn ich mich jetzt bewegte, hatte ich verloren. Deshalb blieb ich steif wie ein Brett liegen und kontrollierte meinen Atem. Nur durch die Nase holte ich Luft und atmete auch durch sie aus.

Der Druck auf meinen Körper war enorm. Etwas pochte in meinen Ohren wie ein dumpfes Echo. Es dauerte einige Sekunden, bevor ich herausfand, daß es sich um meinen Herzschlag handelte. Die Sphinx gab keinen Laut von sich. Auch ihren Atem spürte ich. Er streifte als von der Höhe kommender Hauch mein Gesicht. Vielleicht zitterten die Flanken des braungelben Löwenkörpers noch ein wenig, das war auch alles.

Ich hörte Schritte. Noch befanden sich die Dienerinnen der Sphinx außerhalb der Loge, wenige Sekunden später hatte sich dies geändert. Da zerknirschten unter ihren Sohlen die Glassplitter, bis sie stehenblieben.

Ich befand mich voll und ganz in der Gewalt der Sphinx. Ihre Pranke war mit scharfen Krallen bestückt. Sie brauchte diese nur zu krümmen und zuzudrücken, dann hätte es mich gegeben.

Das tat sie nicht!

Ich hatte noch nie zuvor eine sprechende Sphinx erlebt, jetzt war es das erstemal.

Sie öffnete ihren normalen Mund und sprach mich an. Flüsternde, harte Worte, schwer verständlich, und ich mußte mich erst an sie gewöhnen.

»Die Jagd hat ein Ende, Sinclair, du befindest dich in meiner Gewalt.«

Wenn sie sprach, bewegte sich ihr Gesicht mit, als wäre es nur von einer hauchdünnen Haut überzogen worden.

»Aber das ist nicht alles«, erklärte sie weiter. »Ich könnte dich sofort töten oder dich bei lebendigem Leibe verschlingen, denn du kennst die Geschichte der griechischen Sphinx, doch ich habe etwas anderes vor. Ich werde dich mitnehmen und getreu dem Mythos vorgehen. Vielleicht stelle ich dir ein Rätsel, vielleicht lasse ich dich küssen, ich weiß es noch nicht, aber die Kraft der alten Sphinx, die in mir wohnt, ist auch übergegangen in meine Dienerinnen, die mir getreu zur Seite stehen. Mein Körper auf ihren Lippen macht sie zu den Abhängigen der Sphinx. Und sie sind es gern, John Sinclair...«

Ich hatte ihre Worte zwar gut verstanden, leider nicht alles begriffen. Jedenfalls war mir eines klar. Mit meinen Waffen, auch mit dem Kreuz, konnte ich gegen sie nicht ankommen.

Sie entstammte einer uralten Zeit, war wiedergeboren oder

wiedererstanden, um die Kräfte zu nutzen, die man ihr auf dem Kontinent Atlantis mitgegeben hatte.

Allmählich wurde der Druck auf meiner Brust zu stark. Ich hatte den Eindruck, ersticken zu müssen.

Dennoch war es mir möglich, noch eine Frage zu stellen. »Wohin bringst du mich?« keuchte ich.

Die Antwort war klar, ließ dennoch viele Rätsel offen. »In den Tempel der Sphinx...«

Noch einmal verstärkte sich der Druck. Ich wollte schreien, es gelang mir nicht mehr. Die Schatten waren urplötzlich da und rissen mich in die Tiefe...

Suko kam sich vor, wie in einem Vakuum schwebend. Er wußte, daß etwas passieren sollte oder würde, aber er konnte es nicht fassen. Zu ausgeklammert fühlte er sich.

Glenda betrat das Büro. Sie hatte zwar frisches Rouge aufgelegt und die Blässe der Wangen überschminkt, dennoch sah sie schlecht aus, sorgcnerfüllt.

»Du kannst ruhig gehen, ich halte hier noch die Stellung!« erklärte der Inspektor.

»Nein, ich warte.«

»Und auf wen?«

»Eigentlich auf John oder auf eine Nachricht von ihm.«

»Dabei wollte er nur zu Harrod's.« Glenda schnickte mit den Fingern.

»Sollten wir dort nicht einmal nachschauen?«

»Nein, ich schaue nach.«

»Die haben aber geschlossen.«

»Vielleicht erwische ich noch jemand von der Verwaltung im Büro.«

»Dann versuche es lieber mit einem Anruf«, sagte Glenda und setzte sich nieder.

»Das hatte ich gerade vor.«

Glenda nahm auf John Sinclairs Schreibtischstuhl Platz und schaute zu, wie Suko die Sammelnummer des berühmten Kaufhauses aus einem dicken Wälzer heraussuchte.

Er bekam auch Kontakt. Wahrscheinlich sprach er mit einem Nachtwächter, der verband ihn weiter, wie Suko seiner Sekretärin erklärte.

»An wen?«

»Irgendein Knabe muß noch dort sein und arbeiten.«

»Hoffentlich ist der kompetent.«

»Wir werden sehen.« Sukos Haltung änderte sich, als er die Stimme eines Mannes hörte.

»Ja, hier Anderson.«

Der Inspektor stellte sich vor.

»Polizei und noch Scotland Yard? Was ist geschehen?«

»Zwei Dinge, Mr. Anderson. Zum einen geht es um eine Propagandistin, die bei Ihnen Lippenstifte verkauft...«

»Darüber bin ich informiert. Das ist Miß Rowena de Largo.«

»Genau. Sie ist nicht zufällig noch im Hause?«

»Natürlich nicht!«

»Haben Sie Ihre Anschrift?«

»Ich weiß nicht, Inspektor, ob ich Sie Ihnen so einfach geben kann. Das ist ein Betriebsgeheimnis.«

»Mr. Anderson. Es geht um das Verschwinden eines Kollegen. Er muß in Ihrem Haus gewesen sein und mit Miß de Largo gesprochen haben. Vielleicht hat er gewartet, bis sie Feierabend hatte, und ist mit ihr zusammen weggefahren.«

»Tja... hmm... das weiß ich auch nicht so recht.« Anderson überlegte. »Allerdings ist das etwas seltsam. Ich weiß nicht, ob es mit Ihrem Anruf zu tun hat. Vor einigen Minuten hat man mirgemeldet, daß in der Tiefgarage etwas nicht stimmt.«

»Was denn?«

»In die Portiersloge ist wohl eingebrochen worden. Da ist eine Scheibe völlig zerstört.«

»Kann ich mir die Sache mal anschauen?«

»Wenn Sie unbedingt wollen, Inspektor. Viel werden Sie nicht zu sehen bekommen.«

»Trotzdem.«

»Ich erwarte Sie dann am Eingang der Tiefgarage.«

Glenda hatte mitgehört. »Glaubst du wirklich, Suko, daß es etwas bringt?«

»Keine Ahnung. Ich muß jeder Spur nachgehen. Tu mir jetzt den Gefallen und bleib noch ein wenig hier.«

»Das versteht sich.«

Suko eilte schon zur Tür. »Ich rufe dich dann später an.«

»Viel Erfolg.«

Suko nahm ebenfalls einen Yard-Wagen. Er hatte es nicht weit, nur erlaubte ihm die Dichte des Verkehrs kein schnelles Fahren. Zweimal blieb er in Staus stecken, die sich glücklicherweise rasch auflösten. Nach einigem Suchen fand er auch die Zufahrt zum Parkhaus, rollte über die Rampe hinab und wurde von Mr. Anderson schon erwartet!

Der Mann war ein blasser Typ. Das Gestell seiner Brille paßte farblich zu seinem grauen Anzug. Er winkte Suko zu, der seinen Wagen neben Anderson stoppte.

Sich bückend sagte dieser: »Sie fahren am besten in die Garage.«

Suko ließ den Rover anrollen, um wenig später neben einem Fahrzeug des gleichen Modells anzuhalten. Er kannte es, denn auch John fuhr diesen Dienstwagen.

Suko stieg aus, überzeugte sich und nickte sich selbst zu, als er die Nummernschilder verglich.

John Sinclair war hier gewesen.

Anderson stand an der Loge. Ein Mann vom nächtlichen Wachpersonal hatte sich zu ihm gesellt. Suko brauchte nicht lange zu überlegen. Hier unten hatte es einen Kampf gegeben, und sein Kollege John Sinclair mußte einer der Akteure gewesen sein.

»Sehen Sie sich das an!« sagte Anderson und breitete die Arme aus.

»Es ist der reinste Vandalismus, Zerstörungswut...«

»Schon gut.« Suko schob den Mann zur Seite und betrat die Loge. Unter seinen Schuhen zerkrümmelte das Glas. In der Mitte blieb er stehen und schaute sich um.

Anderson und der Wachmann waren vor der Tür stehengeblieben. »Der Kampf ist bestimmt nicht ohne Geräusche abgelaufen«, sagte der Inspektor. »Hat keiner von Ihnen etwas gehört?«

»Nein, Inspektor.« Beide Männer schüttelten die Köpfe.

»Ich war noch nicht da!« erklärte cier Uniformierte.

»Und andere Zeugen gab es auch nicht?«

»Man hat uns nichts zugetragen«, wurde ihm erklärt.

Suko schüttelte den Kopf. »Das verstehe ich nicht. Tut mir leid. Diese Entführung meines Kollegen ging nicht lautlos über die Bühne.«

»Ich habe auch keine Erklärung.« Anderson gab sich geknickt. Er war noch bleicher geworden. »Die Direktion wird sich auch ihre Gedanken machen.«

Das kümmerte Suko nicht. Er hatte andere Probleme. John Sinclair gehörte zu den Menschen, die sich auch wehren konnten. Wenn er überwältigt worden war, dann sicherlich nicht von einem oder zwei Gegnern, da hatten ihn bestimmt mehrere in eine Falle gelockt. Und es war zu einem Kampf gekommen. Die Scherben lagen in der Loge. Also mußte sie von außen aufgebrochen worden sein. Jemand war hindurchgestoßen, hatte sie zerstört, und Suko, der im Schein seiner Lampe den Boden absuchte, entdeckte auch Tritts Spuren, die auf die Anwesenheit mehrerer Personen hindeuteten. Einen Hinweis darauf,

wohin sein Freund entführt worden war, bekam er nicht geliefert. Suko räusperte sich und drehte sich Anderson zu. Dieser stand da wie ein begossener Pudel. Hin und wieder bedachte er den Wachmann mit finsternen Blicken, als trüge dieser die Schuld an dem Chaos.

»Ja!« erklärte der Inspektor und nickte sich selbst zu. »Ich glaube nicht, daß ich mich hier noch länger aufhalten muß.«

»Was sage ich denn der Direktion?« fragte Anderson händeringend.

»Die Wahrheit.«

»Wir haben keine Beweise.«

»Mein Lieber.« Suko legte dem Mann eine Hand auf die Schulter. »Sollte man Ihnen Schwierigkeiten machen, sagen Sie den Herrschaften, daß sie sich selbst umschauen sollen.«

»Sie haben gut reden.«

Suko deutete auf John Sinclairs Revolver. »Ich werde dafür Sorge tragen, daß man den Wagen abholt. Mein Kollege ist mit ihm hergekommen.«

»Meinetwegen.«

Suko verabschiedete sich von den Männern und hörte noch, wie Anderson sich an den Uniformierten wandte und sich nicht davon abbringen ließ, ihm eine Teilschuld zu geben.

Suko rief vom Wagen aus im Büro an und bekam Glenda Perkins an die Strippe.

»Hast du John...?«

»Nein, habe ich nicht.«

Am Klang der Stimme erkannte Glenda, daß etwas passiert sein mußte. Er hörte ihr scharfes Atmen. »Hat man ihn in eine Falle gelockt?«

»Darauf läuft es hinaus.«

Glenda war für einen Moment still. »Und jetzt?«

»Es gibt keine Zeugen. Ich weiß also nicht, wo ich den Hebel

ansetzen soll.«

»Diese Frau, die Lippenstifte verkauft...«

»Ja, Rowena de Largo. Sie ist natürlich verschwunden.«

»Wo wohnt sie?«

»Verdammt, das habe ich vergessen zu fragen. Bleib mal dran. Ich bin gleich wieder zurück.« Suko stieg aus und lief auf Anderson zu, der fragte: »Ist Ihnen noch etwas eingefallen?«

»Ja, ich brauche die Anschrift dieser Miß de Largo.«

»Ach so, ja.« Anderson kramte in den Taschen herum und förderte eine gelbe Karteikarte zu Tage. »Sie wohnt in einem kleinen Hotel. Das Lipton Hotel in der...«

Suko winkte ab. »Ich kenne es, Mr. Anderson. Das heißt, ich weiß, wo ich es finde.«

»Fahren Sie dorthin?«

»Es wird mir nichts anderes übrigbleiben.«

Anderson zog seinen Handteller über den fahlen Scheitel. »Ich will Ihnen ja keine Vorschriften machen, Inspektor, aber ich glaube nicht, daß Sie etwas erreichen. Miß de Largo ist eine integere Person. Sie kann unmöglich etwas mit dem Verschwinden ihres Kollegen zu tun gehabt haben. Nein, da sind Sie auf dem Holzweg.«

»Das Wort unmöglich habe ich aus meinem Sprachschatz gestrichen«, erklärte Suko. »Vielen Dank für die Information.« Er setzte sich wieder in den Wagen und nahm den Hörer vom Sitz. »Bist du noch daran, Glenda?«

»Natürlich.«

»Ich habe herausgefunden, daß Miß de Largo im Lipton Hotel abgestiegen ist.«

»Kenne ich nicht.«

»Aber ich. Es liegt in Soho. Das Hotel ist ein kleines Haus. Dort steigen meist Insider, Geschäftsleute, ab.«

»Es steht nicht auf unserer Schwarzen Liste?«

»Nicht, soviel ich weiß. Ich werde mir das Haus ansehen.«

»Gut, ich bleibe noch.«

»Dann melde ich mich später wieder.« Suko hängte ein und startete.

Als er die Rampe hochfuhr, war ihm nicht wohl. Das Verschwinden seines Freundes hatte einfach zu viele Rätsel hinterlassen. Er kam auch nicht mit diesen verfluchten Lippenstiften zurecht. Sollte bei der Herstellung tatsächlich der versunkene Kontinent Atlantis eine Rolle gespielt haben?

Soho war mal wieder dicht. Im Schrittempo schob sich der Rover vor. Zwar herrschte kein Frühsommer, jedoch waren die Temperaturen mild genug, um zahlreiche Menschen aus ihren Häusern auf die Straße zu locken. Die Lokale waren gut besucht, bei vielen standen die Türen offen, so daß die oft laute Musik bis auf die Gehsteige drang und als Echo von den Hauswänden abprallte.

Das Lipton Hotel lag in einer schmalen Straße, die von einem kleinen baumbestandenen Rondell abzweigte. Das Gebäude war nicht sehr breit. Über dem Eingang befand sich ein alter Baldachin. Darüber leuchtete der Name des Hotels.

Parkplätze gehörten ebenfalls zum Hotel. Der Wegweiser führte Suko in den Hof, wo er neben einer Wand noch eine freie Parknische entdeckte. Er rangierte den Rover hinein und schaute nach dem Aussteigen an der Rückfront hoch.

Die Zimmer lagen dicht nebeneinander und besaßen die gleiche Fenstergröße. Wie uniformiert kamen sie Suko vor. Hinter etwa einem Drittel der Scheiben brannte Licht.

Suko verließ den Hinterhof, lief unter dem Baldachin her und betrat das Hotel durch eine altertümliche Drehtür. Im Foyer herrschte eine schummrige Beleuchtung.

Keine Bordell-Atmosphäre, aber doch anders als in den normalen Hotels. Der Gast kam sich zurückversetzt vor in die fünfziger Jahre. Alles war ein bißchen verstaubt und roch nach Renovierung. Im

Hintergrund, neben der nach oben führenden Treppe und der Fahrstuhltür verteilten sich zwei Sitzgruppen. In einem Sessel hockte ein dicker Mann und lutschte an einer Zigarre. Er trug nur Hemd und Hose. Die Hose wurde von breiten Trägern gehalten.

»Gehören Sie zum Hotel?« fragte Suko.

»Nein, ich bin Gast.«

»Und wo ist...?«

Der Dicke hatte seine Zigarre aus dem Mund genommen und zwischen zwei Finger geklemmt. »Läuten Sie mal, dann kommt jemand.«

»Danke.«

Suko entdeckte tatsächlich noch die Klingel, wie man sie auch früher gehabt hatte. Zweimal schlug er darauf. Der hohe Ton schwang durch die Halle und erreichte ein Ohr, denn eine junge Frau erschien aus einer Seitentür. Sie trug ein dunkelrotes Hängerkleid. Ihr schwarzes Haar hatte sie zu kleinen Zöpfen geflochten.

Suko schaute automatisch auf die Lippen. Sie waren sehr blaß, fast farblose »Sie möchten ein Zimmer, Sir?«

»Nein, es geht mir um einen Ihrer Gäste, eine Bekannte von mir. Miß Rowena de Largo. Sie wohnt doch hier — oder?«

Suko hatte die Frau bei seiner Frage starr angesehen, so daß diese nicht anders konnte, als die Wahrheit zu sagen.

»Ja, sie wohnt hier.«

»Kann ich sie sprechen?«

»Das glaube ich nicht. Sie wird nicht da sein.«

»Wissen Sie das genau?«

»Nein, nicht, aber sie geht immer...«

»Könnten Sie so freundlich sein und einmal bei ihr durchklingeln lassen?«

»Ich weiß nicht, ob es ihr recht ist. Wen darf ich denn melden?«

»Versuchen Sie es zunächst einmal.«

Die Frau hob die Schultern. Sie nahm den Telefonhörer ab und tippte zwei Zahlen.

Suko rechnete nicht damit, daß sich jemand melden würde. Er war überrascht, als er die Stimme vernahm.

»Miß de Largo, hier ist ein Herr, der Sie unbedingt sprechen rfiöchte. Ein Asiate und...«

»Schicken Sie ihn hoch!«

»Gut, wenn Sie das sagen, Miß de Largo.« Die Frau legte auf, wollte Suko alles erklären, der aber hatte mitgehört.

»Wohin muß ich?«

»In den zweiten Stock. Zimmer siebzehn.«

»Danke.«

Suko hatte lange genug im Wagen gesessen. Er verzichtete auf den Lift und lief die Strecke zu Fuß. Das Treppenhaus war nicht nur eng, auch ziemlich düster. Topfpflanzen staubten vor sich hin und ließen träge ihre Blätter hängen. Die Lampen an der Ecke sahen aus wie traurige Augen. Sukos Füße schabten über einen alten abgewetzten Teppich. Er fand das Zimmer sehr schnell, klopfte an und hörte sofort das »Come in.«

Der Inspektor war auf der Hut, als er den Raum betrat. Er selbst hatte Rowena de Largo noch nicht gesehen, wußte jedoch aus Beschreibungen, wie sie aussah.

Die Frau jedenfalls, die ihn erwartete, war nicht Rowena de Largo, es sei denn, sie hätte eine blonde Perücke über ihr dunkles Haar gestreift.

»Wer sind Sie?« fragte Suko, als er die Tür schloß.

»Jedenfalls nicht Rowena de Largo.«

»Das sehe ich auch.«

Die Blonde, sie trug eine weit geschnittene, gestreifte Jacke und einen sehr kurzen schwarzen Rock, deutete auf einen der beiden verschlissenen wirkenden Sessel. »Wollen Sie nicht erst einmal Platz

nehmen, Inspektor?«

Suko blieb stehen. »Sie wissen gut über mich Bescheid, wie mir scheint!«

»Ich wurde von Rowena informiert. Sie hat mit Ihrem Besuch gerechnet, nach allem, was geschehen ist.«

»Was ist denn geschehen?« fragte Suko.

Die Blonde lächelte mokant. »Wissen Sie das wirklich nicht, Inspektor?«

Suko hatte auf ihre Lippen geschaut und festgestellt, daß sie geschminkt waren. Ob mit einem normalen Lippenstift oder dem tödlichen, das konnte er nicht erkennen.

»Es geht wohl um meinen Kollegen.«

»Sehr richtig.«

»Was haben Sie damit zu tun, Miß...?«

»Sagen Sie Helen zu mir.« Sie räkelte sich. Der Rock rutschte höher und gab sehr viel Bein bis hin zum Oberschenkel frei. Einen Arm legte sie auf die Sessellehne und begann im Plauderton mit der Erzählung, die man ihr wohl aufgetragen hatte.

»Wissen Sie, Inspektor, Ihr Freund hätte sich nicht in gewisse Dinge einmischen sollen.«

»Es ist sein Beruf.«

»Stimmt. Nur endet es diesmal tödlich für ihn. Er hat sich übernommen. Man kämpft nicht gegen die Sphinx.«

»Die gibt es nicht, sie ist eine Legende«, erwiderte Suko bewußt provozierend. »Sind Sie sich da sicher?«

»Ich meine ja.«

»Man irrt sich schnell.« Helen starrte Suko direkt an.

»Es gibt sie«, flüsterte sie plötzlich. »Ja, es gibt die Sphinx. Sie hat überlebt, verstehen Sie?«

»Stammte sie tatsächlich aus Atlantis?«

»Natürlich.«

»Wer hat sie weggeschafft?«

»Sie tat es aus eigener Kraft, und sie ist so mächtig, daß sie auch heute wieder herrschen wird.«

»Okay, Helen, bisher habe ich zugehört. Jetzt werden Sie mir aber erklären, wo sich die Sphinx befindet, denn ich will auch meinen Freund wiederfinden.«

»Es gibt Plätze, die kein Sterblicher besuchen kann, wenn er nicht würdig ist. Ich halte dich eben nicht für würdig. Ich kann dir natürlich sagen, wo sie sich befindet, es würde dir nur nicht viel helfen. Im Tempel zwischen den Zeiten, dort ist ihre Heimat, hast du verstanden? Da wird auch John Sinclair sein Leben aushauchen. Du gelangst nicht hin. Der Tempel bleibt für dich tabu.«

»Aber du weißt, wo er sich befindet?«

Helen lächelte spärlich. »Zwischen den Zeiten, in einer anderen Dimension.«

»Dann wirst du mich hinführen.«

Nach dieser Antwort zeigte sich die blonde Helen überrascht. »Wie stellst du dir das vor? - Nein, Inspektor, nein, das werde ich nicht tun.«

»Und wenn ich dich zwinge?«

Sie hob die Schultern und stand auf. »Wer einmal auf Rowena geschworen ist, den schreckt selbst der Tod nicht. Muß ich dir das noch sagen? Ich möchte, daß du gehst. Vergiß deinen Freund, vergiß ihn einfach: Er kehrt nicht mehr zurück.«

Mit dieser Taktik war Helen bei Suko genau an den Falschen geraten. Er würde nicht eher verschwinden, bis er genau wußte, wo sich John befand und wie er zu ihm kommen konnte.

Beinahe Statistenhaft lächerlich und übertrieben wirkte die Geste, mit der sie auf die Tür deutete. »Dort ist der Ausgang. Verschwinde, laß mich allein.«

Suko dachte einen Moment nach. Er tat so, als wollte er gehen,

drehte sich aber urplötzlich um und stand vor ihr. Dabei beließ er es ebenfalls nicht. Seine Hand legte sich auf ihre Schulter. »Nein, Helen, ich bin nicht der Mann, der so leicht aufgibt.«

Er hatte damit gerechnet, daß sich die Frau zurückziehen würde, das Gegenteil trat ein.

Es machte ihr nichts aus, daß seine Hand auf ihrer Schulter lag. Sie schob sich näher an ihn heran, so daß sich ihre Körper berühren konnten. Mit einem sehr verhangen wirkenden Blick schaute sie Suko in die Augen. »Eigentlich bist du sehr attraktiv«, flüsterte Helen. Ihre Finger strichen streichelnd über Sukos Brustkorb. »Wir sind allein im Zimmer. Niemand wird uns stören...«

Die weiteren Worte brauchte sie nicht auszusprechen, Suko wußte, woran er war, nur würde er einen Teufel tun und sich im erotischen Netz dieser Person einfangen lassen.

Er sah ihr Gesicht dicht vor sich. Auch den Mund, und er hatte plötzlich den Eindruck, als hätten sich ihre Lippen verändert. Sie leuchteten stärker, zeigten ein intensiveres Rot, so daß sie den Mund nachgeschminkt hätte.

Helen drückte ihren Kopf vor. Ihre Augen leuchteten intensiv, als wollte sie in die Seele des Inspektors blicken. Und der Inspektor wehrte sich nicht dagegen. Er kam sich vor wie in einer zarten Falle, die dennoch ungewöhnlich stark war.

»Nein, bitte«, sagte er. »Ich möchte...«

»Was möchtest du? Mich küssen, nicht?«

Suko schluckte. Er schalt sich selbst einen Narren. Dieser hypnotische Zwang konnte doch nicht einfach über ihm zusammenbrechen. Er hatte es immer wieder verstanden, solchen Dingen zu entgehen. Sein Wille war außergewöhnlich stark. Sollte dies jetzt alles vorbei sein.

»Nur einen Kuß, mehr nicht...«

Helen drückte ihren Kopf vor, Suko wollte zurückgehen, er sah die

Lippen übergroß, und das gemalte Rot auf dem Mund wirkte wie eine verzehrende Flamme.

»Er wird dich zu uns bringen. Dieser Kuß wird...«

Da flog die Tür auf. Sie war wuchtig nach innen getreten worden, knallte gegen die Wand und flog wieder zurück. Ein hochgestellter Fuß stoppte sie ab.

»Du wirst ihn nicht küssen!« peitschte eine Stimme auf und riß beide aus ihrem Bann.

Sie wirbelten herum.

Auf der Türschwelle stand die Gestalt einer Frau im bodenlangen Gewand. Es war Kara!

In der rechten Hand hielt sie den Griff des goldenen Schwertes. Die Klinge zeigte noch schräg zu Boden. Wer Kara aber kannte, wußte, daß sie mit dieser Waffe perfekt umgehen konnte.

Die Schöne aus dem Totenreich war gerade zur rechten Zeit eingetroffen. Ihr Ruf hatte Helen alarmiert und zurückschrecken lassen. So war es nicht zu einer Berührung der Lippen gekommen.

»Suko, geh aus dem Weg!« befahl Kara und schloß die Tür nach dem nächsten Schritt.

Der Inspektor wußte, daß er ihr das Feld überlassen mußte. Sie stammte aus dem versunkenen Kontinent. Kara kannte zahlreiche seiner Geheimnisse, von ihr war auch der Tip gekommen, aber Helen erinnerte an eine Festung. Sie würde keinen Schritt von ihrer Meinung abweichen, das erklärte sie Kara auch.

»Ich werde eher sterben, als daß ich dich...«

»Dann stirbst du!« erklärte Kara entschlossen.

Sie passierte den Sessel. Bei jedem Schritt hob sie die Klinge ein wenig an, so daß deren Spitze plötzlich auf die Brust der Blonden wies, die neben dem Bett stand und es mit der Angst zu tun bekommen hatte, davon zeugte jedenfalls der Ausdruck in den Augen.

»Willst du uns wirklich nicht sagen, wohin die Sphinx John Sinclair

geschafft hat?«

»Nein!«

Kara lächelte nur. Sie warf Suko einen raschen Blick zu. Der Inspektor hatte sich wieder gefangen. Sein scharfer Atem durchschnitt die herrschende Stille.

»Es war ganz einfach, dich zu finden, Suko. Ich setzte mich mit Glenda in Verbindung, die erklärte mir, wo ich dich antreffen würde. Und ebenso einfach wird es sein, dieser Frau das Geheimnis zu entlocken. Verstehst du?«

Helen sprang auf das Bett. »Nie!« kreischte sie. »Nie werde ich es sagen. Eher sterbe ich!«

»Es ist nicht mein Leben!« erwiderte Kara hart. »Bitte, ich hindere dich nicht daran.«

Helen schaute auf Kara herab, aber auch gegen die auf sie gerichtete Schwertspitze, die funkelte wie ein heller Sonnenstrahl. »Sei nicht dumm«, vernahm sie Karas Rat. »Sei wirklich nicht dumm, Mädchen. Was kann dir die Sphinx schon geben? Gar nichts. Du bist diejenige, die sich in große Gefahr begeben hat. Wenn du versagst, wird dich die Sphinx töten. Ich kenne sie.«

»Du kannst mich nicht fertigmachen. Du kannst mich nicht zwingen!«

»O doch!« Mit einem Sprung erreichte Kara das Bett. Es sah so aus, als wollte sie mit einem Schlag ihre Gegnerin erledigen, aber sie hämmerte nur die flache Seite gegen die Hüfte, und Helen knickte zusammen. Mit einem Schlag schleuderte Kara sie auf das Bett, so daß Helen rücklings liegenblieb. Einen Moment später war Kara über ihr. Sie hatte sich fallen lassen und drückte ihr Knie in der Leib der liegenden Helen, so daß diese dem Druck nichts mehr entgegensetzen konnte. Mit einer routinierten Bewegung drehte Kara das Schwert so, daß die flache Seite den Hals unter Helens Kinn berührte.

Die Blonde blieb regungslos liegen. Kara senkte den Kopf. Sie schaute auf die Klinge und gleichzeitig in das Gesicht der Sphinx-Dienerin.

»Keine Chance mehr, Mädchen. Deine Lippen werden keinen Mann küssen und ihm den Tod bringen...«

Helen verzog den Mund. Ersah plötzlich aus wie eine blutende Wunde.

»Was willst du? Ich stehe unter ihrem Einfluß. Den kannst auch du nicht löschen.«

»Aber mein Schwert!«

Helen lachte schreiend. »Was ist schon ein Schwert gegen...?« Sie stockte, weil Kara die Klinge bewegt hatte. Sehr langsam schob sie das Schwert höher.

»Was... was hast du vor?«

Kara lächelte kalt. »Wolltest du vorhin nicht küssen? Da habe ich es dir nicht erlaubt. Jetzt darfst du es, Mädchen. Du wirst die Klinge küssen. Presse deine Lippen auf das geweihte Metall.«

»Nein, ich...!«

Kara hob die Klinge noch weiter an. Sie befand sich nurmehr eine Fingerbreite vom Mund der anderen entfernt. »Ich würde dich dazu bringen, das Schwert zu küssen. Ich...«

»Das... das glaub' ich nicht.«

»O doch!« Kara drückte die Klinge vor. Sie preßte die flache Seite gegen die Lippen der Sphinx-Dienerin, deren Körper sich plötzlich aufbäumte, als hätte er einen Peitschenschlag bekommen.

Zwischen der Klinge und den Lippen flammte es auf. Es war ein wildes, verzehrendes Feuer, golden in seinem äußeren, rot in seinem inneren Schein.

Für Helen war es schlimm.

Sie schrie, obwohl Kara das Schwert bereits zur Seite genommen hatte. Dann wälzte sich die Frau herum, krallte ihre Hände in die

Bettdecke, ihre Finger zerknüllten das Laken, und Kara glitt mit einer geschmeidigen Bewegung vom Bett.

»Mußte das sein?« fragte Suko.

»Ja.«

»Wie willst du jetzt aus ihr herausbekommen, was du...?«

»Warte es ab. Sie hätte nie etwas gesagt. Dieser Lippenstift hat sie unter den Einfluß dieser Sphinx gebracht. Ihn mußte ich lösen.«

»Und was ist, wenn sie alles vergessen hat?«

Kara nickte. »Sie wird sich erinnern.«

Sie und Suko halten Helen nicht aus den Augen gelassen. Die Blonde rollte über das Bett. Am rechten Rand blieb sie liegen. Ihr Atem war mehr ein Schluchzen.

»Willst du zu ihr gehen?« fragte Kara.

»Ja.« Suko umrundete die Liegestatt, blieb neben Helen stehen und zog sie in die Höhe.

Sie regte sich nicht. Wie eine Puppe hing sie in den Armen des Inspektors, der sie zu einem Sessel trug und dort hineinlegte. Helen hatte für ihren Widerstand büßen müssen. Die Lippen sahen nicht mehr so aus wie sonst, sie zeigten nicht die rote Farbe und auch nicht ihre natürliche Färbung. Wie verbrannt sahen sie aus, braun, an den Rändern auch geschwärzt.

»Haben Sie Schmerzen?« fragte Suko. Er hatte sich vor die Verletzte gekniet.

Helen starrte ihn an. »Haben Sie Schmerzen?«

»Nein...«

Kara kam. Ihr Schatten fiel auf Suko. »Sie hat Glück gehabt«, sagte die Schöne aus dem Totenreich leise. »Sehr viel Glück. Eine andere Waffe hätte sie vielleicht getötet, doch dieses Schwert wurde nicht geschmiedet, um als Angriffswaffe benutzt zu werden. Es ist gefährlich, aber gleichzeitig auch eine Defensivwaffe. Verstehst du? Eine Magie stand gegen die andere, und die des Schwertes hat auf

ihre Art und Weise gewonnen. Das müssen wir akzeptieren.«

Helen hob ihren Arm an. Sie tastete mit den Fingern entlang der geschwungenen Mundlinien. »Was... was habt ihr mit mir gemacht? Wer seid ihr überhaupt?«

»Sie erinnern sich nicht?« fragte Suko.

»Nein, aber mein Mund.« Plötzlich begann sie zu weinen. »Ich... ich spüre ihn nicht mehr.«

»Kennen Sie Lucky Lips?«

»Ich weiß nicht...«

»Ein Lippenstift«, sprach Suko weiter. »Sie haben ihn bekommen und auch benutzt.«

»Ja, vielleicht.«

»Wo befindet sich der Stift?«

Sie schaute nach links, wo sich eine kleine Ablage befand. »Die Handtasche dort...«

Kara ging hin, faßte hinein und holte den Lippenstift hervor. »Das ist er, nicht wahr?«

»Ja, natürlich.«

Kara zog die Kappe ab und drehte den Stift heraus. Er besaß die gleiche Farbe wie vorhin der der Frau. So dunkelrot. Karas Nicken zeigte an, daß auch sie davon überzeugt war, den Lippenstift in der Hand zu halten.

»Wer gab ihn dir?«

»Ich... ich habe ihn von Rowena bekommen.«

»Umsonst?«

»Ohne zu bezahlen.« Sie sprach zischend und faßte zwischendurch an ihren Mund.

»Wo befindet sich Miß de Largo jetzt?«

»Das weiß ich nicht.«

»Hat Sie auch anderen diesen Lippenstift gegeben?«

Kara warf ihn auf die Ablage. »Ich glaube schon.«

»Wer war es?«

»Kolleginnen von mir.«

»Wie viele genau?«

»Darüber haben wir nicht gesprochen. Wir sollten uns nur schminken, das haben wir getan.«

»Und dann?«

Helen schüttelte den Kopf. »Quälen Sie mich nicht«, bat sie. »Bitte, quälen Sie mich nicht. Ich... ich habe alles vergessen. Wirklich. Ich kann mich an nichts mehr erinnern. Das ist alles weg.«

»Auch nicht, wie du in dieses Hotelzimmer gekommen bist?«

»Nein.«

»Glaubst du ihr?« fragte Suko.

Kara nickte. »Sie ist nicht in der Lage zu lügen. Die Magie aus Atlantis ist stärker.« Kara nahm das Schwert und berührte mit der Spitze den Lippenstift.

Suko und Helen hörten das Zischen. Sie sahen auch den Dampf in die Höhe brodeln. Die Masse weichte auf, verteilte sich als eine Lache, dick wie Öl.

»Er richtet kein Unheil mehr an!« erklärte Kara, doch Suko schüttelte den Kopf. »Damit ist unsere letzte Spur zur Sphinx zerstört.«

»Nicht ganz«, erwiderte Kara. »Es gibt noch eine.« Sie zeigte mit der freien Hand auf Helen.

»Sie?«

»Ja, Suko, und mein Schwert. Es stammt aus Atlantis, der Lippenstift ebenfalls. Er hat es geschafft, Helen unter seine Kontrolle zu bekommen. Ich bin sicher, daß ich es auch mit dem Schwert erreichen kann.«

Jetzt hatte die Blonde verstanden. Sie klammerte sich aus Furcht an den Sessellehnen fest. »Töten, nicht wahr? Ihr... ihr wollt mich töten...!«

Kara schüttelte den Kopf. »Nein, so etwas würden wir nie tun.«

»Was habt ihr dann vor?«

»Nur ein kleines Experiment.«

»Auch das nicht.« Helen war unsicher geworden. Sie suchte nach Argumenten. Ihr Blick irrlichterte. Es war schwer für sie, einen Ausweg aus dem Dilemma zu finden.

»Du brauchst wirklich keine Angst zu haben«, sagte Kara mit sanft klingender Stimme. »Es wird dir nichts geschehen.« Sie war dicht vor Helen stehengeblieben und schaute auf sie herab.

Noch immer krampfte die Blonde ihre Hände um die Sessellehne. Sie blickte in Karas Gesicht, das einen weichen Ausdruck bekommen hatte.

»Keine Angst, Helen.«

»Ich weiß doch nichts.«

»Das wollen wir ja gerade feststellen. Es kann etwas tief in deinem Unterbewußtsein verankert sein. Du bist eine Dienerin der Sphinx. Sie wird dir auch den Weg zu sich gewiesen haben, auch wenn du dies nicht wahrhaben willst.«

»Wenn... wenn Sie meinen...« Helen schrak zusammen, als Kara ihre Waffe anhub. Es sah so aus, als sollte Helen erstochen werden, doch die Klinge drehte sich in der Luft und fand ihren Platz mit der flachen Seite auf Helens Kopf.

Die Blonde saß unbeweglich. Sie hatte eine so steife Haltung angenommen, daß sie schon unnatürlich wirkte. Auf ihrer Stirn lag eine ölige Schicht aus Schweiß, die Lippen bebten, und sie bekam den Eindruck, es würden schwere Lasten auf ihrem Kopf drücken.

»Du mußt dich entspannen«, sagte Kara mit sehr ruhiger Stimme. »Nur entspannen, verstehst du?«

»Ich kann nicht.«

»Doch du kannst. Jeder kann es, wenn er will, auch du bildest keine Ausnahme. Entspanne dich. Denke an nichts mehr, konzentriere dich

einzig und allein auf mich. Auf mein Gesicht, auf meinen Mund, auf meine Stimme. Sie wird dich leiten, sie wird dir die Fragen stellen, und ich erwarte dann deine Antworten.«

Helen nickte, obwohl sie nicht davon überzeugt war. Es blieb ihr nur nichts anderes übrig.

Kara sprach mit einer monoton klingenden Stimme. Suko wollte auf keinen Fall stören, er hatte sich zurückgezogen in den Schatten nahe der Zimmertür. Auch für ihn waren Karas Worte nur mehr als Flüstern zu verstehen. Sie veränderten die Atmosphäre in diesem nüchtern eingerichteten Hotelzimmer. Etwas anderes schwebte zwischen ihnen, es war nicht spürbar, ein Karma, das den Menschen bestimmende Schicksal, das von einer Person ausgestrahlt wurde, die bereits über 10.000 Jahre alt war. Eben Kara.

»Du mußt dich jetzt auf die Dinge einstellen, die in deinem Innern leben«, sagte sie. »Es sind die wahren Werte. Es ist die Kraft deiner Seele, die Macht des Unterbewußtseins, dein großes Wissen, das in dir gespeichert ist. Wir werden dieses Wissen gemeinsam befreien, so daß du dich mir mitteilen kannst, meine Liebe. Du bist der Mittler, das Medium, denn du wirst es schaffen, das Verborgene und Alte aus der Vergangenheit hervorzuholen, Hast du mich verstanden?«

»Ja, das habe ich.«

»Und du wirst mir gehorchen?«

»Ich will es.«

»Dann schließe bitte die Augen, Helen!«

Es geschah nicht sofort. Das Zucken der Wimpern war deutlich zu sehen, erst nach einer kleinen Weile fielen sie zu. Helen war bereits in die Trance gefallen.

Kara warf Suko einen Blick zu. Der Chineser schaute sie fragend an, das Lächeln auf Karas Lippen sagte ihm genug. Sie war dabei, einen Erfolg zu erringen.

Das Schwert bildete die Verlängerung ihres ausgestreckten Arms.

Es lag wie ein goldener Schimmer oder eine strahlende Schiene auf dem Kopf der jungen Frau. Ihr blondes Haar schien das untere Drittel der Klinge aufgesaugt zu haben, um die Gedanken in seine Richtung lenken zu können.

»Du hörst jetzt nur meine Worte, nur die meinen«, sagte Kara in die Stille hinein. »Hast du verstanden? Keine anderen Worte, nichts lenkt dich mehr ab, auch deine eigenen Gedanken nicht. Du bist Geist und Körper zugleich, du wirst eingehen in eine Sphäre, die uns verschlossen bleiben muß. Aber du wirst uns davon berichten, denn das Schwert enthält die Kraft eines alten Landes. Es ist mächtig, es wird deine Gedanken transportieren und dafür sorgen, daß du dich uns mitteilen kannst, wenn du meine Fragen hörst.«

»Ja, ich versuche es.«

»Das ist gut, Helen, das ist wunderbar. Du bleibst weiterhin ruhig und vertraut allein auf die alten Kräfte, die nichts von ihrer Macht verloren haben.«

Helen gab keine Antwort mehr. Sie saß unbeweglich wie eine Statue im Sessel. Die Klinge übte keinen Druck aus, Kara hatte sie sehr locker auf den Kopf der Frau gelegt, das war ungemein wichtig, denn sie brachte zwei Welten zusammen.

»Du bist allein«, sagte Kara, »aber du möchtest deine Schwestern suchen und finden. Auch ich möchte das. Wo können sie sein? Sie haben dich allein gelassen und sind irgendwo hingegangen. Bitte, sag uns das Ziel. Erkläre uns, wohin sie verschwunden sind. Wir müssen es wissen, weil wir dir helfen wollen.«

Helen hatte die Worte vernommen. Sie stand unter dem Druck, und sie mußte auch eine Antwort geben, es ging nicht anders, weil die Macht des Schwertes über ihr stand. »Sie... sie sind weit weg!« hauchte Helen. »Sehr weit...«

»Kannst du sie sehen?«

»Nein.«

»Kannst du sie fühlen?«

»ja, ich fühle sie.«

»Was sagen sie dir?«

»Nichts. Ich habe keinen Kontakt. Ihre Gedanken spüre ich genau, sonst nichts.«

»Was denken Sie?«

»Böses!« flüsterte Helen. »Sie denken Schreckliches. Sie wollen das Grauen und den Tod.«

»Für sich?«

»Nein, sie beten die Sphinx an. Löwin und Mensch Rowena de Largo. Sie hat das Erbe nicht übernommen, sie ist die Sphinx!« Schrecken trat plötzlich in die Augen der Blonden. »Sie ist es. Der Körper des Löwen, das Gesicht der Frau. Ja, sie lacht, sie faucht. Sie ist die Siegerin über uns Menschen.«

»Wo befindet sie sich?«

»Bei den anderen.«

»Wen meinst du damit?«

»Ich kenne sie alle. Sie haben mit mir gearbeitet. Sie sind da, ihre Lippen glänzen so. Sie sind rot wie das Feuer und auch das Blut. Feuer, Blut und Tod. Dafürstehen sie. Und sie werden zurückkehren, wenn sie ihre Aufgabe vollbracht haben.«

»Welche wird es sein?«

»Sie wollen töten. Grausam vernichten. Ein Menschenleben wollen sie an sich reißen, es ist ihr Feind.«

»Kennst du ihn?«

»Ja, ein Mann. Ich habe ihn schon einmal gesehen.« Mit Helens Ruhe war es vorbei. Sie bewegte ihre Finger. Aus den Händen wurden Fäuste, die sie wieder öffnete. Die Handflächen rieb sie über ihre Knie hinauf bis zu den Oberschenkeln.

»Ist es John Sinclair?« fragte Kara.

»Ja!« schrie Helen plötzlich. »Es ist John Sinclair. Er ist es. Er soll

getötet werden. Ich spüre es genau. Keiner hat Erbarmen mit ihm. Sie werden ihm den Todeskuß geben wollen, aber er bekommt ihn von ihr, von der Sphinx, das weiß ich genau!«

»Und wo geschieht dies, Helen? Schau genau hin, sieh hinein in die andere Welt. Du mußt es uns sagen. Wo geschieht dies? Ich bitte dich, nenne uns den Ort!«

»Er ist weit weg...«

»Das wissen wir. Befindet er sich zwischen den Zeiten?«

»Ja, nicht im Heute, nicht im Morgen...«

»Vielleicht im Gestern, Helen?«

»Ich... ich glaube. Denn da ist eine Brücke. Sie kann die Zeiten verbinden. Man muß sie gehen, man muß seinen Geist auf sie konzentrieren, es öffnen sich die Tore zur Vergangenheit, zu Tempel und...« Sie stöhnte auf. Ihr Gesicht verzog sich, als würde sie unter starken Schmerzen leiden. Der Atem drang als Keuchen aus ihrem Mund. Helen wollte etwas sagen, bekam jedoch das letzte Wort nicht hervor.

Kara ahnte die Antwort. Sie half ihr auch. »Ist es Atlantis?« fragte sie.

»Jaaa...!« Die Antwort glich einem röhrenden Schrei. Sofort danach brach die Brücke zusammen.

Helen konnte nicht mehr. Diese Befragung hatte sie einfach überfordert. Es war ihr nicht einmal möglich, im Sessel sitzen zu bleiben. Sie kippte langsam zur Seite, berührte die Lehne, stemmte ihren Ellbogen darauf, rutschte dann ab und auch dem Boden entgegen. Hätte Kara sie nicht festgehalten, wäre sie möglicherweise noch mit dem Sessel umgekippt. Suko löste sich von seinem Platz. Nickend kam er auf die beiden Frauen zu. Kara hatte sich um Helen gekümmert und sie wieder aufgerichtet. Sie saß jetzt wieder normal im Sessel. Ihre Augen standen offen. Der Blick war ins Leere gerichtet, die aufgerissenen und zerschundenen Lippen zitterten.

Hauchdünne Blutfäden sickerten von der Unterlippe über das Kinn hinweg.

Suko deutete nickend auf sie nieder. »Helen hat sehr viel mitgemacht«, sagte er leise.

»Ja, ich weiß. Doch es hat sein müssen, verstehst du? Es ging einfach nicht anders.«

»Sicher.«

Kara faßte das Schwert fester. »Jedenfalls weiß ich jetzt, wo sich John befindet. Man hat ihn nach Atlantis geschafft.«

Suko runzelte die Stirn. »Fragt sich nur, in welche Zeit, meine Liebe.«

»Wie meinst du das?«

»Ob vor der Zerstörung oder nach ihr. Haben deine vier Freunde die Sphinx nicht vernichtet?«

»Schon.«

»Und jetzt ist sie aus der Zukunft in die Vergangenheit zurückgekehrt. Vielleicht wird sie sich rächen wollen.«

Karas Augen wurden rund. »Moment, Suko, meinst du etwa, daß sich auch die vier in Gefahr befinden?«

»Plus John! Es ist zu einem magischen Spiel mit den Zeiten geworden, Kara. Was damals in Atlantis beendet wurde, fängt wieder von vorn in dem gleichen Kontinent an, obwohl über 10.000 Jahre verstrichen sind. Faszinierend.«

»Und unheimlich«, fügte Kara hinzu.

»Hast du Angst?«

Kara schaute zu Boden und schüttelte den Kopf. »Nicht direkt Angst, aber ein Gefühl der Furcht.«

»Wovor?«

»Vor der Reise!«

Sukos Augen blitzten. Dann lachte er auf. »Keine Sorge, Mädchen, du wirst nicht allein reisen müssen. Ich reise mit!«

»Nein...«

»Keine Widerrede. Wir beide holen die Gegenwart aus der Vergangenheit zurück.«

»Und wie willst du nach Atlantis kommen?«

Suko lachte. »Das ist einfach. Wozu habe ich dich und die Flammenden Steine?«

»Sicher, das ist eine Möglichkeit.«

»Und was geschieht mit mir?« fragte Helen matt. »Ich hatte einen Auftrag. Man hat mich nicht ohne Grund zurückgelassen. Versteht ihr das?«

»Natürlich, Helen. Nur können wir dich nicht mit auf unsere Reise nehmen. Du bleibst im Hotel. Wir werden uns um dich kümmern. Aber hier bist du sicher.«

Helen gab eine Antwort. Sie wirkte dabei, als würde sie mehr zu sich selbst reden. »Als sie uns in ihren Bann zog, da erklärte sie uns auch, daß wir der Magie des Lippenstifts nie entkommen würden. Wir haben einmal zugestimmt, so wird es auch bleiben, bis an das Ende unseres Lebens. Kein Mensch ist in der Lage, sie zu vernichten. Es ist die zweite Sphinx, die zweite, die...«

Suko strich über ihr Haar-, als Helen den Kopf senkte. Er wollte sie trösten, aber Kara rief ihn zu sich.- »Komm bitte.«

Die Schöne aus dem Totenreich stand in der Mitte des Zimmers. Sie hatte beide Hände auf den Schwertgriff gelegt. Ihr Gesicht zeigte einen angespannten, sehr konzentrierten Ausdruck. Hart spannte sich die Haut über den Knochen. Die Lippen lagen fest aufeinander und bildeten fast nur einen blassen Strich.

Suko kannte diese Haltung. Wenn Kara sie eingenommen hatte und auf die Kraft des Schwertes vertraute, dann stand sie dicht davor, die Dimensionen zu überbrücken.

Etwas nicht Erklärbares, das zurückging auf uralte Kräfte, die in der Neuen Zeit vergessen waren.

Suko baute sich vor ihr auf. Er kannte die Regeln und legte seine Hände auf Karas.

»Wir werden ohne Myxin reisen?« fragte er noch.

»Das ist allein meine Sache. Er hatte nie etwas mit der Sphinx zu tun gehabt. Wir haben damals versagt. Heute aber bekommen wir die Chance, diesen Fehler zu korrigieren.«

Suko sprach nicht mehr.

Er schaute Kara in die Augen. Sie waren groß und dunkel. Geheimnisvoll schimmerten die Pupillen. Tief in ihnen lag ein stilles Leuchten, das sich jedoch zu einer gewaltigen Flamme der Kraft veränderte, die alles einreißen würde. Aufgerissen wurden die Dimensionen durch diese magische Kraft, und Suko spürte den unnatürlichen Schwindel, der ihn drehte und ihm gleichzeitig die Beine unter dem Körper wegriß...

Ich lebte!

Leben bedeutet Hoffnung, der Tod aber ist das Ende des Lebens, obwohl er, wie ich glaubte, nur der Übergang war in eine andere Form des Daseins. Mich hatte er nicht erwischt.

Wo lebte ich?

Ich hatte keine Ahnung, denn als ich die Augen aufschlug, befand ich mich in einer völlig fremden Umgebung. Die Luft war klar, warm und dennoch irgendwie durstig. Ich schaute hinein in die Weite, sah Berge und Täler, aber kaum einen grünen Fleck.

Und ich konnte mich nicht bewegen. Jemand stand hinter mir, der mich festklammerte. Er übte einen starken Druck aus, der sich auf meinen Rücken übertrug und ihn schmerzen ließ.

Dieser Druck war nicht normal. Er stammte auch nicht von einer Person, die mich festhielt, sondern von einem hohen Gegenstand, wie ich ihn noch mehrmals in meiner Umgebung sah.

Es war eine Säule!

An sie hatte man mich gefesselt! Die Stricke umspannten meinen Körper wie Fangarme, sie preßten mich hart gegen das Hindernis. Wer mich gefesselt hatte, war klar.

Rowena de Largo und ihre Gehilfinnen.

Nur sah ich sie nicht. Ich hörte auch keine Stimmen, nahm nur die Gerüche der Natur wahr und stieß allmählich aus meiner Isolation hervor. Es war eine schreckliche Tiefe gewesen, in die man mich hineingezogen hatte, jetzt ließ ich sie hinter mir, so daß sich mein Gesichtsfeld klären konnte.

Nichts hinderte mehr meinen freien Blick. Es gelang mir auch, den Kopf zu drehen, ich schaute nach rechts, nach links und sah, daß sich zahlreiche Säulen in meiner Umgebung befanden.

Sie standen in einem Kreis und stützten die ebenfalls kreisförmigen Dächer und Vorbauten eines hellen, marmorhaft wirkenden gewaltigen Tempels ab.

Der Tempel der Sphinx?

Das mußte er einfach sein. Sie hatte irgendwo gelebt, und ich erinnerte mich, daß sie innerhalb der Tiefgarage von einem Rätsel und von einem Tempel gesprochen hatte.

Das Bauwerk war angelegt wie eine Arena. Ich stand ziemlich erhöht und konnte von meinem Platz aus in die Tiefe schauen, hinweg über die zahlreichen Stufen, die vom Rund der Arena in die Höhe führten. Man hatte dafür einen bestimmten Ausdruck.

Es waren die Ränge für Zuschauer!

Wenn ihnen in der Arena der Schrecken etwas geboten wurde, saßen sie auf den Stufen und schauten zu.

Die alten Römer kannten dies, die Griechen hatten in den Arenen ebenfalls ihre Wettkämpfe ausgetragen, und auch ich blickte auf dieses Rund der Spielfläche.

Und doch war sie anders.

Es befand sich kein Sand darin, auch kein Stein, dafür eine andere

Masse, in der sich ein Teil des Tempels sowie die meisten Säulen widerspiegelten.

In der Tat handelte es sich um einen Spiegel!

Ein runder großer Spiegel mit einer etwas matten Oberfläche, die aussah, als müßte sie einmal richtig geputzt werden. Spiegel haben ihre besonderen Eigenschaften. Sie können wichtig für die Menschen sein, denn sie zeigen ihnen ihr Bild, sind Dokumente der Eitelkeit, geben alles haarscharf wieder und lügen nicht. Sie können auch verzerren, vergrößern oder verkleinern, den Betrachter zu einem Monstrum machen, ihn verbreitern oder verkleinern. Aber sie können auch blenden.

Ich dachte an eine meiner Lieblingsopern in diesem Augenblick.

»Hoffmanns Erzählungen«, komponiert von Jacques Offenbach. In diesem Werk gibt es eine Arie, die in wenigen Sätzen eigentlich alles über einen Spiegel aussagt.

>Leuchte heller Spiegel mir und blende mich mit deinem Schein...<
Genau das traf auch auf diesen Spiegel zu. Nur sollte er mir nicht leuchten und mich auch nicht blenden. Er würde mir etwas zeigen. Ich sah einen Teil des Tempels, der sich innerhalb des Rundes verzerrt aufgebaut hatte. Die Säulen besaßen eine gewisse Krümmung. Ich erkannte mich sogar und sah zum erstenmal, daß sich auch noch andere Gefangene innerhalb dieses Tempelkomplexes befanden. Man hatte sie, ebenso wie mich, an die Säulen gebunden. Vier Männer.

Anders gekleidet als ich. In dunklen, grau wirkenden Gewändern, aber ebenso hart gebunden.

Sie rührten sich nicht, bewegten nicht einmal ihre Köpfe und kamen mir vor, als hätten sie sich in ihr Schicksal ergeben. Noch hatte ich sie nur als Spiegelbilder gesehen. Als ich nach rechts blickte, entdeckte ich einen von ihnen, er befand sich vier Säulen von mir entfernt, hing schlaff in seinen Fesseln. Der Kopf war ihm nach vorn

gesunken.

Ich versuchte es und sprach ihn mit halblauter Stimme an, ohne allerdings eine Reaktion zu erleben.

Entweder war mein Leidensgenosse völlig apathisch oder bewußtlos. Für mich stand fest, daß der Spiegel eine bestimmte Bedeutung hatte, denn es gab noch eine dritte Erklärung für das Vorhandensein eines solchen Gegenstandes.

Sie hatte etwas mit Magie zu tun!

Ein Spiegel kann auch der Einstieg sein. Das Tor zu einer anderen Welt, eine transzendente Brücke von einer Dimension in die andere. Der Spiegel, war er magisch beeinflußt, verschob er die Zeiten. Ob Gegenwart, Zukunft oder Vergangenheit, er saugte sie auf und ließ dem freie Bahn, der ihn beherrschte.

Ich glaubte daran, daß der Spiegel von der Sphinx beherrscht wurde. Sie benutzt ihn, um ihre Reisen zwischen den Zeiten durchzuführen. Sie hatte ihn manipuliert.

Im Moment ließ man mich und meine Leidensgenossen in Ruhe, so daß ich darüber nachdenken konnte, weshalb man sie in diese mißliche Lage gebracht hatte.

Sie mußten der Sphinx ebenfalls feindlich gesonnen sein und jetzt ihre Rache zu spüren bekommen.

Für mich stand auch fest, daß ich eine Zeitreise hinter mich gebracht hatte. Nur — wo hatte man mich hingeschafft? Ins alte Griechenland?

Nein, daran wollte ich nicht glauben. Es gab eigentlich nur eine logische Erklärung, sofern ich hier überhaupt von Logik reden konnte. Atlantis!

Das war die Lösung. Ich mußte mich in dem längst versunkenen Land Atlantis befinden, was mich nicht einmal erschreckte, weil ich diesem Kontinent nicht zum erstenmal einen Besuch abstattete. Persönlich hatte ich den Untergang miterlebt und auch die große

Niederlage des Schwarzen Tods. Aber das lag lange zurück. Zudem kannte ich nur einen kleinen Teil dieses gewaltigen Kontinents.

Atlantis war etwas Besonderes und manchmal nicht Faßbares. Es barg zahlreiche Geheimnisse. Hier war vieles entstanden, aber auch noch Älteres übernommen worden. Seine Magie konnte man als unerschöpflich bezeichnen. Die Menschen, ob gut oder böse, die hier lebten, hatten anders gedacht. Sie erinnerten sich an noch ältere Zeiten, wo fremde Götter den Kontinent besucht und ihre Spuren hinterlassen hatten.

Einige meiner Freunde stammten aus Atlantis.

Kara und Myxin...

Sie hatten mir oft zur Seite gestanden, weil sie sich in ihrer Heimat auskannten. Nun aber war ich allein — und gefesselt. Man hatte mir meine Waffe gelassen. Nur konnte ich mein Kreuz leider nicht einsetzen. Es war später entstanden. An eine atlantische Magie hatte sein Erschaffer, der Prophet Hesekiel, nicht gedacht. Bei Dimensionssprüngen wird die Zeit zu einer nicht mehr beachtenswerten Größe. Ob Tag oder Nacht, Sommer und Winter, sie spielten einfach keine Rolle mehr. Als Gefangener aus einer anderen Welt mußte man sich auf seine momentane Situation konzentrieren. Das tat auch ich.

Schon seit einiger Zeit hatte ich versucht, die Stricke zu lockern. Es war mir nicht gelungen, obwohl mir die Säule hinter mir glatt vorkam und ich mich auch etwas bewegen konnte, hatte ich den Druck nicht lockern können.

Ich ließ es auch bleiben, weil andere Vorgänge meine Aufmerksamkeit erforderten.

Der runde Spiegel am Fuß der Ränge veränderte sich!

Ich sah sehr deutlich, daß der Kreis an Helligkeit zunahm. Dennoch glänzte die Fläche nicht stärker als zuvor. Dafür gelang es mir, in die Tiefe zu schauen, denn dort tat sich etwas.

Grenzen besaß die Tiefe nicht. Sie war unauslotbar, wie der Schachteines Vulkans, nur nicht so dunkel oder schwarz. Grau und sich von der Schwärze abhebend waren die Gegenstände, die sich aus der Tiefe hervorschoben und allmählich der Oberfläche entgegenstiegen.

Schatten...

Sie sahen aus wie lange Schlieren, erinnerten mich an die Gegenstände im Würfel des Unheils, die ich als Energie-und Gedankenträger bezeichnete.

Sie hatten sich irgendwo gebildet oder waren aus einer anderen Dimension erschienen, um die Fläche des Spiegels als Einstieg in diese Welt zu benutzen.

Möglicherweise war ich auf dem gleichen Weg nach Atlantis »transportiert« worden.

Die Schatten behielten ihre längliche Form bei. An gestreckte Gummipuppen erinnerten sie mich. Sie waren zudem so schmal, daß mehrere von ihnen nebeneinander in die Höhe steigen konnten, ohne sich zu berühren.

Und sie blieben nicht nur Schatten. Ihre Umrisse verdichteten sich, sie zogen sich regelrecht zusammen, sie bekamen einen kompakteren Umfang, Schultern, Arme, Beine, so daß ich endlich sah, um wen es sich tatsächlich bei ihnen handelte.

Um Menschen!

Wie Schwimmer glitten sie der Oberfläche des Spiegels entgegen, ohne dabei ihre Arme oder Beine bewegen zu müssen. Da war eine Kraft vorhanden, die sie immer weiter schob, wobei die Personen sich anstießen oder festhielten.

Lange Haare wellten und wallten bei diesen schraubenartigen Bewegungen. Es waren keine Männer, die ihre Haare so lang trugen. Ich aber wußte, wen ich vor mir hatte.

Frauen!

Und zwar die Frauen, die mich in der Garage überfallen hatten. Die Dienerinnen der Sphinx!

Wie hätte es auch anders sein können? Ich atmete pfeifend aus. Meine Kehle war rauh geworden. Ich mußte einige Male schlucken, denn die Frauen kamen sicherlich nicht allein. Sie würden eine Begleitung haben, eine Beschützerin.

Rowena de Largo!

Noch hielt sie sich zurück, ihre Helferinnen ließen sich an den Rand der Spiegelfläche treiben. Aus dem glatt wirkenden Material stiegen sie hervor.

Wie Nixen aus dem Wasser, so kamen sie an »Land«. Sie bewegten sich sehr geschmeidig, als wären sie die perfekten Turnerinnen. Mit elastischen Bewegungen erklommen sie die untersten Stufen, warteten, bis alle den Spiegel verlassen hatten, und schauten hoch zu mir. Sechs Augenpaare starrten mich an. Ich sah auch sechs Münder. Grellrot, leuchtend, Gefahr ausstoßend und bereit zum Küssen. Auch Jill erkannte ich. Die als Punkerin aufgemotzte Verkäuferin lachte mich sogar an, bevor sie mir zuwinkte.

Es war kein netter Gruß, auch das Spitzen des Mundes empfand ich als eine Bedrohung. Man hatte mich nicht umsonst gefesselt. Ich war den Frauen und auch ihren Küssen wehrlos ausgeliefert. Mit knappen Gesten verständigten sie sich und verteilten sich auf der untersten Stufe um die Spiegelfläche herum.

Die vier anderen Gefesselten und ich waren zur Nebensache geworden. Die Frauen warteten auf ihre Königin.

Die Sphinx ließ sich Zeit. Vielleicht verbarg sie sich noch zwischen den Dimensionen. Es war oft so, daß ein Dämon zuerst seine Gehilfen schickte und erst später selbst erschien, um in die große Auseinandersetzung einzugreifen.

Mein Interesse galt nicht den sechs Frauen. Die Spiegelfläche war noch nicht zur Ruhe gekommen. Ich hatte den Eindruck, als würde eine

aus der Tiefe hervordringende Kraft die Oberfläche zum Zittern bringen. Erste Dämpfe wallten auf. Dünne Schwaden, wie feingewobene Lechentücher. Sie trieben innerhalb der Fläche, drangen nicht über die Ränder hinweg, als wollten sie anzeigen, daß noch jemand aus der Tiefe steigen würde.

Die sechs Frauen taten nichts!

Sie standen unbeweglich wie Zinnsoldaten. Ihre Gesichter wiesen nichts von dem aus, was in ihren Köpfen vorging. Sie blieben kalt und ausdruckslos.

Rowena de Largo enttäuschte weder ihre Dienerinnen noch mich. Sie hatte für ihren Auftritt eben nur die entsprechende Umgebung gebraucht, die war nun vorhanden.

Waren die Helferinnen noch langsam aus dem Spiegel gestiegen, so klappte es bei der Sphinx schneller. Sie kam wie eine Göttin. Schwungvoll drehte sie sich hervor, allerdings nicht als Mensch, dafür als Mythos, als Zwitterwesen aus Mensch und Tier.

Sie besaß den Leib einer Löwin, doch den Kopf einer Frau. Mit einem geschmeidigen Sprung erreichte sie den Rand des Kreises. Es sah so aus, als wollte sie die Ränge hochlaufen, das tat sie nicht, denn sie blieb unten und fühlte sich zwischen ihren Dienerinnen wohl. Rowena de Largo umrundete die Arena. Sie ging dabei auf samtweichen Pfoten, hatte ihren Kopf vorgestreckt, das schwarze Haar umgab das Gesicht tatsächlich wie eine dunkle Mähne, und auch der Ausdruck hatte etwas Raubtierhaftes angenommen.

Der Kopf war gewachsen, ebenso der Körper. Die Proportionen stimmten also. Das Fell glänzte in einem matten Graugold und auch wie feine Seide.

Sie besaß sehr kräftige Beine und Tatzen. Bei jedem Auftreten vernahm ich das Klatschen, das als leises Echo zu mir hochdrang. Vor ihren aufgestellten Helferinnen umrundete sie einmal die Spiegelfläche, blieb stehen und hob ihren menschlichen Kopf an. Der

Blick richtete sich auf mich.

Ich blickte schräg in die Tiefe.

Unsere Blicke trafen sich.

Zwei menschliche Augenpaare, aber tief in ihren Pupillen leuchtete etwas Unheimliches, etwas Gefährliches und Grausames, das mir den Tod versprach.

Ich spürte es kalt den Rücken hinabrinnen. Das Wissen, nichts tun zu können, ließ bei mir die Gänsehaut erscheinen. Ich war der Sphinx ausgeliefert.

Noch wartete sie, starrte durch den freien Raum zwischen zwei ihrer Dienerinnen hindurch. Die Kälte der Augen ließ mich noch stärker schauern. Das waren keine menschlichen Augen mehr in diesem dennoch menschlichen Gesicht. Dieses Grausame Paar versprach den Tod.

Die Flanken des Raubtierkörpers zitterten. Auf dem Rücken sträubte sich das Fell, der Blick verdunkelte sich, dann wiederum veränderte er sich so, daß ich in ein gelbes Pupillenpaar starren konnte, das sich innerhalb der Schwärze zeigte.

Wie lange wollte sie noch warten?

Sekunden vergingen. Sie kamen mir lang vor. Es sprach niemand, selbst das Hecheln oder das schwere Atmen der vier anderen Gefangenen vernahm ich nicht mehr.

Mit keinem Anzeichen gab die Sphinx zu verstehen, was sie vorhatte. Urplötzlich setzte sie sich in Bewegung. Sie ging auch nicht vor, sondern landete mit einem kräftigen Sprung auf der fünften Reihe von unten, blieb dort für einen Moment stehen, als müßte sie sich erst noch konzentrieren, und ging dann erst langsam weiter.

Ihr Ziel war ich!

Langsam stieg sie mir entgegen. Sie wußte, daß es nur einen Siegergeben konnte, und dies wiederum gab ihr die entsprechende Sicherheit. Mit gar nicht mal schnellen Schritten überwand sie die

Distanz. Stufe für Stufe ließ sie hinter sich und wuchs vor meinen Augen zu einer großen, gewaltigen Bestie an.

Die Löwin mit dem Frauenkopf!

Es war schon unheimlich, so etwas zu sehen. Ein kaltes Gefühl überkam mich. Auf meinem Rücken lag jetzt die Ganshaut dicht wie ein dicker Schleier.

Es war nicht der Anblick, der mich das Fürchten lehrte, vielmehr meine eigene Hilflosigkeit. Ich war an eine Säule gefesselt, konnte mich so gut wie nicht bewegen, und ein Prankenhieb würde reichen, um mich zu zerfetzen.

Hilfe war von keiner Seite zu erwarten. Ich war diesen Fall allein angegangen und würde ihn auch allein durchstehen oder auch nicht. Die Helferinnen zeigten sich von den Aktivitäten ihrer Meisterin unberührt. Nur ihre Lippen leuchteten in einem blutigen, warnenden Rot. Mein Magen drückte hoch. Er preßte fast die Kehle zusammen. Ich hatte schon Mühe, normal zu atmen. Manchmal überkam mich auch ein gewisser Schwindel, aber ich riß mich zusammen und ließ das Wesen nicht aus den Augen.

Die Hälfte der Strecke hatte Rowena de Largo bereits hinter sich gelassen. Böse Lichter tanzten in den Schächten der Pupillen, wie die Explosionen kleiner Wunderkerzen. Das Todesurteil war bereits versprochen, sie würde es mir nur noch erklären wollen. Mit einem letzten Sprung hatte sie auch die restlichen, trennenden Rangreihen hinter sich gelassen, blieb für einen Moment noch vor mir stehen, um sich dann niederzuhocken.

Dies geschah mit sehr geschmeidigen Bewegungen, und sie ließ mich dabei auch nicht aus den Augen. Der Mund öffnete sich spaltbreit. Gleichzeitig zog er sich in die Breite, und Rowena de Largo deutete so ein kaltes, grausames Lächeln an.

Sie hatte sich hingehockt. In dieser Haltung sah sie fast harmlos aus, trotzdem ließ ich mich nicht täuschen. Von einem Augenblick zum

anderen konnte sie explodieren.

Mensch und Löwin!

Eine legendenhafte, fürchterliche Mischung. Etwas, das die Nachwelt nur aus Sagen und Erzählungen kannte. Ein Mythos, der die Zeiten überdauert hatte.

Ich erlebte ihn als Tatsache!

Sie sprach mich an. Es war ihre Stimme. Wenn ich die Augen schloß und mir vorstellte, bei Harrod's zu sein, konnte ich keinen Unterschied im Klang feststellen.

»John Sinclair!« Meinen Namen sprach sie rauh und flüsternd aus.

»John Sinclair. Ich habe dich in diese meine Welt geholt, um dir zu beweisen, wie stark ich bin. Du hast versucht, gegen Dinge anzukämpfen, die dir über sind. Was die Geschichte und auch die Sagen der Menschen geschrieben haben, das sollte man hinnehmen und auch daran glauben. Ungläubige werden dies mit dem Leben bezahlen müssen, ebenso wie die Feinde.«

»Wer bist du genau?« fragte ich. Obwohl meine Chancen äußerst gering waren, steckte dennoch Neugierde in mir.

»Eine Sphinx!«

»Das weiß ich. Mir ist auch bekannt, daß du die griechische, die grausame und nicht die rätselhafte bist, obwohl auch du Rätsel aufgegeben hast. Ich möchte deinen Weg wissen, denn jeder Verurteilte hat einen letzten Wunsch.«

»Was willst du wissen?«

»Wie du als Rowena de Largo, als Mensch also, in die normale Zeit gelangt bist?«

Sie starrte mich an, dann lachte sie. »Ja, das ist tatsächlich ein Geheimnis.«

»Lüfte es!«

Die Sphinx überlegte noch. Es war still geworden. Auch die anderen Gefangenen hörte ich nicht, aber mit ihnen begann die

Sphinx. »Sie trugen die Schuld«, erklärte sie, »denn sie wußten, wer ich war. Sie schafften mich auf ein Schiff und überließen mich der unbarmherzigen Sonne, die mich schmolz. Ebenso unbarmherzig werde ich auch bei ihnen vorgehen, wenn meine Rache beginnt.«

»Wie kann die Sonne dich schmelzen?« fragte ich nach. »Bewegst du dich nicht auch jetzt unter den Strahlen der Sonne?«

»Damals war ich nicht ich.«

»Wer dann?«

»Ich war gefangen. Meinen Geist hatte man eingefangen und ihn in einer Statue konserviert. Es waren die vier Helfer des Weißen Magiers Dekios, die mich auf das Schiff brachten. Die Sonne war für meinen Körper tödlich. Schwarze Magie und Sonnenstrahlen vertragen sich nicht, das merkte ich schon sehr bald, als man mich schutzlos in die Hitze stellte. Ich begann zu schmelzen. Es waren schreckliche Qualen, die ich erlitt. Mein Körper löste sich auf, die Reste rannen über die Bordwand hinweg ins Meer. Sie verschwanden im Wasser, waren viel schwerer als die See und glitten dem tiefen Grund entgegen. Aber da war ich noch nicht ich. Da gehörte ich noch zu einer Gruppe von Frauen, die wohl von dem bevorstehenden Untergang wußten, ihn aber nicht verhindern konnten. Ich lebte in Atlantis, und ich ging eines Tages an den Strand, um zu baden. Ich betrat das Wasser, ohne zu wissen, was darin lauerte. Es war die Masse der geschmolzenen Sphinx, die von der Strömung in die Nähe des Ufers gespült worden war und auch mich erfaßte. Ich hatte das Gefühl, von Krakenarmen umschlungen zu werden. Man ließ mich nicht mehr los, zog mich tiefer hinein, ich verlor das Bewußtsein und mein Leben, aber noch in der gleichen Sekunde begann ein neues. Ich wurde zur Sphinx!« Sie lachte so laut, daß es mich schauderte. »Damit hast du überlebt?«

»So ist es. Ich bin die zweite Sphinx geworden. Ich, Rowena, die Frau aus Atlantis, bekam eine mythische Gestalt. Mein Körper ist der

einer Löwin, der Kopf aber ist menschlich. So wie jetzt habe ich schon als Rowena aus Atlantis ausgesehen. Ich habe mich im Gesicht nicht verändert, >nur< der Körper ist ein anderer geworden. Die Jahrtausende haben mir nichts ausgemacht. Ich überlebte sie, ich überlebte alles und geriet an ein Volk, daß sich Griechen nannte.«

»Dort hat man dich getötet.«

»Ich kenne die Ödipus-Geschichte. Das war nicht ich, denn es gibt nicht nur eine Sphinx. Sie trat mehrmals auf, ebenso wie bei dem großen Volk der Ägypter.«

»Und welche bist du?«

»Die Ur-Sphinx!« Ich schluckte. Noch immer konnte ich mich schlecht daran gewöhnen, daß dieses Wesen in der normalen Sprache redete. Die Magie schaffte es eben immer wieder, Grenzen einzureißen. Mich interessierte natürlich der weitere Weg. Nach ihm fragte ich sie.

»Die Zeiten rannen vorbei«, erklärte sie mir. »Ich lebte mal auf den Inseln oder versteckte mich auf dem Grund des Meeres. Das war auf die Dauer gesehen nichts. Zudem wollte ich mich trennen. Als Sphinx hätte ich zuviel Aufsehen erregt, als Rowena de Largo nicht. Mich umgab und umgibt ein Zauber, der ungemein stark ist. Diesem Zauber gelang es auch, wieder zwei Personen aus mir zu machen. Und das geschah in deiner Zeit. Ich kam wie eine Sternschnuppe in deine Welt und überlegte, daß ich etwas tun mußte. Was von der Masse zurückgeblieben war, trug ich außerdem bei mir. Die Masse aus Atlantis, sie hatte einmal den Körper der Sphinx gebildet und war magisch aufgeladen. Ich überlegte nur, wie ich sie einsetzen sollte, um Menschen in meine Abhängigkeit zu bringen. Da ich mich als Frau fühlte, lag es nur auf der Hand, daß ich auch die Frauen stärker unter Beobachtung nahm als die Männer. Ich studierte sie genau und benötigte nicht viel Zeit, um ihre Lebensgewohnheiten kennenzulernen. Die Frauen hatten sich nicht viel verändert. Sie

waren noch immer eitel, und es gab auch etwas in deiner Zeit, das schon die Griechen und die alten Ägypter kannten, den Lippenstift. Nur mehr verfeinert und nicht mehr in Tiegel gepreßt. Dennoch hatte er nichts von seiner Faszination verloren. Das brachte mich auf die Idee, es zu versuchen. Ich stellte mir selbst gewisse Lippenstifte her und schmuggelte sie unter die normale Kollektion von Lucky Ups. Aus der Zeitung wußte ich, daß die Firma sogenannte Propagandistinnen suchte. Ich meldete mich und bekam den Job. Von diesem Tag an hatte ich freie Bahn.«

»Du hast aber nicht nur die tödlichen Lippenstifte verkauft?« hakte ich nach.

»Nein, sie waren in der Minderzahl. Ich suchte mir die Leute aus, denen ich sie gab.«

»Auch einer Freundin von mir.«

»Sicherlich. Manchmal spürte ich, daß eine Kundin etwas Besonderes war. Dann bekam sie den Stift, aber das werde ich alles noch nachholen. Wichtig war, die Verkäuferinnen in meiner Umgebung mit diesen Stiften auszurüsten. Sie freuten sich über das kleine Präsent. Ich brachte sie dazu, sich mit Lucky Lips zu schminken und hatte sie von nun an in meiner Gewalt. Sie behorchten mir, die Magie innerhalb des Stifts schaltete ihren Willen aus. Von nun an sind sie allein auf mich fixiert.«

»Und sie küßten...«

»Das stimmt auch. Ich gab ihnen den Auftrag, Männer zu küssen, denn die Stifte besaßen noch eine Nebenwirkung, auf die ich baute. Wenn die geschminkten Lippen normale berührten, dann veränderten sich diese. Und nicht allein die Lippen. Die Kraft reichte aus, um den Geküßten den Tod zu bringen. Die Sphinx ist tödlich. Sie wurde nicht umsonst als die schreckliche Sphinx bezeichnet. Das haben einige der Geküßten zu spüren bekommen.«

»Weshalb wolltest du nach Atlantis und zurück in die

Vergangenheit reisen?«

»Um die zu töten, die den alten Körper der Sphinx durch die Strahlen der Sonne haben zerstören lassen.«

»Meine vier Mitgefangenen!«

»So ist es. Wir sind in die Zeit hineingekommen kurz nach der Zerstörung. Sie rechneten nicht damit, daß ich wieder zurückkehren würde, aber ich habe sie mir der Reihe nach geholt, in diesen Tempel geschafft und sie an die Säulen gefesselt. Schon jetzt haben sie einen Teil der Qualen erleben müssen, wie ich sie kenne, als mich die Sonne allmählich zerschmolz.«

»Wie willst du sie töten?« fragte ich.

»Nicht ich. Meine Dienerinnen werden es übernehmen. Sie warten nur auf mein Zeichen und werden, wenn ich es gegeben habe, sich in Bewegung setzen, die Ränge hochgehen und die vier Gefangenen mit ihren geschminkten Lippen küssen.«

»Das hatte ich mir gedacht«, erklärte ich.

»Es bleibt trotzdem noch einer übrig!«

»Ich!«

»Genau, Sinclair. Du bist derjenige, den ich mir ausgesucht habe. Ich freue mich darauf, dich küssen zu dürfen. Wer als Mensch kann schon behaupten, von einer Sphinx geküßt worden zu sein? Doch niemand — oder?«

»Das stimmt allerdings.«

»Du wirst einer der ersten sein, und du wirst erleben, wie der Tod nach dirgreift. Er wird zuerst deinen Mund zerstören und nicht aufhören. Du wirst in den Fesseln hängenbleiben, und ich werde dabei zuschauen, wie dir das Fleisch von den Knochen fällt. Hast du gehört, Sinclair?«

»Du sprachst laut genug.«

»Viele Menschen sind durch die Sphinx umgekommen, Sinclair, aber keiner starb durch einen Todeskuß von mir. Du wirst der erste

sein. Mit dir starte ich meine Premiere.«

»Ich kann dich nicht daran hindern«, erwiderte ich.

»Ich weiß. Niemand kann mich jetzt noch hindern. Das hier ist meine Welt. Um dir zu zeigen, wie es ist, wenn man stirbt, wirst du derjenige sein, der den Todeskuß als letzter empfängt. Du kannst zuschauen, wie ich meine Rache genieße. Diese vier Männer, die mich auf so grausame und schmerzzerfüllte Art und Weise töteten, werden vor deinen Augen den Todeskuß empfangen. Wir als Zuschauer können dann erkennen, wie der Lippenstift wirkt.«

Es hatte keinen Sinn, dagegen zu sprechen. Diese Person hätte nie auf mich gehört.

»Nun, Sinclair?«

»Ich kann dich nicht daran hindern, das weißt du!«

»Ja, das weil? ich«, sagte sie und schob sich in die Höhe. Sie blieb vor mir stehen, streckte den Kopf nach vorn, so daß sich ihre Lippen meinem Gesicht näherten.

Die Sphinx strahlte einen ungewöhnlichen Geruch ab. Eine Mischung aus Kosmetik und Raubtiergestank. Zum einen künstlich, zum anderen stark riechend, auch sehr streng. Es widerte mich an. Das merkte sie und begann zu lächeln. Ein falsches, wissendes und hintergründiges Lächeln, das sie mir schenkte. In ihren Augen las ich dabei ein Todesurteil, und sie hob ihre rechte Pranke mit einer träge wirkenden Bewegung an.

Ich versteifte noch mehr, weil ich mit einem Prankenhieb rechnete. Sie berührte mich auch, aber sie riß mir weder die Wange noch die Kehle auf. An der linken Gesichtshälfte spürte ich die streichelnde Bewegung und vernahm gleichzeitig die flüsternd gesprochenen Worte.

»Diese Pranke kann streicheln und auch töten, Sinclair. Noch streichelt sie dich. Noch...«

Sie glitt vom Haaransatz abwärts und strich über die Haut meiner

Wange.

Sanft fuhr sie am Kinn entlang, erreichte die dünne Haut des Halses, ohne allerdings blutige Spuren oder Kratzer zu hinterlassen. Sie war in der Tat von einer tödlichen Sanftheit.

Dennoch atmete ich auf, als sie mich nicht mehr berührte und ihre ursprüngliche Haltung wieder einnahm.

»Später!« versprach sie mir mit leiser Stimme. »Du kommst später an die Reihe, dann aber intensiver.«

Ich gab keine Antwort. Die Sphinx verlor auch vorläufig das Interesse an mir, sie drehte sich auf der Stelle um und schaute die Ränge hinab in die Arena hinein.

Ihre sechs Helferinnen hatten sich nicht bewegt. Sie standen wie Zinnfiguren auf dem Fleck, als kalte Wächter und Aufpasser. Dabei wirkten sie wie geschminkte Puppen. Ihre roten Münder leuchteten wie Fanale, sie warteten auf den Befehl ihrer Meisterin, der nicht mehr lange auf sich warten ließ.

Mit heller Stimme sprach sie ihn aus. Der Schall pflanzte sich innerhalb der Arena fort.

»Kommt her zu mir und holt sie euch!«

Und sie kamen!

Es wirkte fast schon lächerlich, wie sich die sechs Frauen, die noch ihre normale Berufskleidung trugen, synchron in Bewegung setzten und die Stufen hochliefen.

Keine von ihnen ging einen Schritt zuviel oder zu schnell. Sie blieben gleich in der Geschwindigkeit und dabei auch gleich in der Formation. Ich schaute mir ihre Gesichter an.

Kalt waren sie - und auch abweisend. Menschliche Gefühle las ich darin nicht mehr. Diese sechs Frauen standen voll und ganz unter dem Bann der Sphinx.

Dabei waren sie Menschen, doch nur an ihren Äußerlichkeiten zu

erkennen. Sie kamen immer näher. Keine von ihnen ging einen Schritt schneller, das Tempo wurde beibehalten.

Und die Sphinx schaute ihnen entgegen. Ihr menschliches Gesicht zeigte unverhohlenen Triumph. Sie hatte dieses Spiel in Gang gebracht und gewonnen.

Wer sollte ihre Helfer und sie noch stoppen?

Unter ihnen befanden sich die verschiedensten Personen. Blonde, dunkelhaarige, eine rotgefärbte Person und Jill, die als Punkerin aufgemotzte Person.

Ich konzentrierte mich auf ihre Lippen. Die Münder waren leicht verzogen. Das Lächeln wirkte wie eingefroren. Sie schienen sich auf die Aufgabe zu freuen.

Und Rowena de Largo erwartete sie. Stolz hatte die Sphinx ihren Kopf erhoben. Da sie mir den Rücken zuwandte, konnte ich ihr Gesicht nicht erkennen. Nur das Fell hatte sich gesträubt. Es war nicht mehr so glatt und seidig. Auf dem Rücken hatten sich die einzelnen Haare aufgerichtet, und die Spitzen zitterten leicht, als würde eine unsichtbare Handfläche über sie hinwegstreichen.

Ich konnte meinen Kopf bewegen und versuchte, einen Blick auf meine Leidensgenossen zu erhaschen.

Auch sie rührten sich ebensowenig wie ich. Sie hingen in den Fesseln. Die Stricke saßen eng, ließen keine Bewegungsfreiheit. Ich war mir nicht sicher, ob sie die gesprochenen Worte begriffen hatten, doch jetzt, wo die sechs Frauen die Ränge hochstiegen, konnten sie sich denken, was mit ihnen geschehen sollte.

Lippen, die küßten - Lippen, die den Tod brachten!

Sie standen auseinander. Bei manchen schimmerten die Zähne, und die Frauen verbeugten sich vor der Sphinx, als sie die letzte Stufe hinter sich gelassen hatten.

Rowena de Largo nahm diese Huldigungen entgegen. Sie war so etwas gewohnt, sprach ihre Dienerinnen direkt an und suchte eine

von ihnen aus.

»Wer will den ersten Kuß geben?«

Alle wollten es. Arme schnellten in die Höhe. Finger waren ausgestreckt, doch Rowena schüttelte den Kopf.

»Nur eine!«

Sie konnten sich nicht einigen, schauten sich gegenseitig an, flüsterten, und die Sphinx entschied schließlich, wer den Anfang machen sollte.

»Du bist es, Jill!«

Die Punkerin lächelte und schrak gleichzeitig zusammen, als sie angesprochen wurde. Damit hatte sie selbst nicht gerechnet. Ihr Blick wurde unsicher, sie schaute auf ihre Kolleginnen und sah in deren Gesichtern so etwas wie Neid.

»Willst du nicht, Jill?«

»Doch, ja, ich... ich werde bestimmt...«

»Dann gehe hin. Ich überlasse dir die Qual der Wahl. Wenn du fertig bist, wird Laureen die nächste sein, die küßt. Um die restlichen beiden müßt ihr wählen.«

Jill blieb in meiner Höhe stehen. »Was ist mit ihm, Rowena? Sollen wir ihn nicht...?«

»Er gehört mir!« erklärte die Sphinx in einem scharfen Tonfall.

»Nur mir allein!«

Jill senkte den Kopf, wobei sie nickte. »Entschuldige, ich hatte es vergessen!«

»Hol ihn dir jetzt!«

Jill warf mir einen letzten Blick zu, bevor sie sich auf den Gefangenen rechts von mir zubewegte. Ich folgte ihr mit meinen Blicken. Ich konnte den Kopf so weit drehen, daß ich den Atlanter im Profil erkannte. Sein Rücken war ebenso durchgebogen wie der meine. Die Säule preßte sich hart in sein Kreuz. Die Augen hielt er weit geöffnet und ein wenig verdreht, wie mir schien.

Jill ließ sich zwar keine Zeit, sie überstürzte trotzdem nichts. Bei jeder Bewegung knarrte das Leder ihrer Jacke, als wollte sie gegen den Kuß protestieren.

Direkt vordem Atlanter blieb sie stehen. Sie stemmte eine Hand in die rechte Hüfte, als sie den Arm angewinkelt hatte, und zauberte ein lockendes Lächeln auf ihre Lippen. Im spitzen Winkel schaute ich gegen ihr Gesicht. Die Züge wirkten angespannt. Sie freute sich darauf, endlich zuschlagen, das heißt, küssen zu können.

Noch sprach sie nicht. Dafür vernahm ich ihr Räuspern, als wollte sie sich endlich den Rachen frei machen, um den Todeskuß geben zu können.

Der Gefangene sagte nichts. Er stand in seinen Fesseln und schrak nicht einmal zusammen, als Jill ihre beide Hände ausstreckte und sie auf die Schultern des Gefangenen legte.

Er war kleiner als ich, dafür dunkelhaarig und wirkte wie ein Südländer. Die etwas dunklere Haut, das scharfe Profil und schmale Lippen, soweit ich es erkennen konnte.

Er tat mir leid. Ich wußte, welche Qualen er erleiden würde, wenn er den Todeskuß empfangen hatte.

Natürlich wollte ich nicht untätig bleiben. Ich versuchte, meine Fesseln zu lockern, aber die verdammten Stricke waren einfach zu hart um mich und die Säule gespannt worden, so daß sie auch durch meine Kleidung in die Haut schnitten.

Ich war nicht der einzige, der versuchte, sich zu befreien. Auch die anderen drei wollten sich vorbeugen und die Stricke zerreißen. Sie schafften es ebensowenig wie ich, denn die straff gespannten Seile hielten wie Stahldraht.

Und Jill lächelte immer noch. Sie öffnete den Mund noch weiter und streckte die Zunge heraus, um sie anschließend über ihre roten Lippen kreisen zu lassen.

Dann küßte sie.

Es war eine harte ruckartige Bewegung, mit der sie die letzte Distanz überwand. Und ebenso hart und fordernd drückte sie ihre Lippen auf den Mund des Gefesselten.

Sie küßte ihn hungrig, gierig. Wie zwei Menschen, die sich liebten und nach langer Trennung wieder zusammengefunden hatten. Dabei blieb sie nicht still stehen. Sie bewegte ihren Körper und im gleichen Rhythmus auch ihren Kopf.

Sie drehte den Kopf auf die Lippen des Gefangenen. Ihre Wangen zuckten dabei, für mich ein Zeichen, daß sie auch ihre Zunge bei diesem Todeskuß mit ins Spiel brachte.

Der Mann stand unbeweglich. Nach einer Weile, er wurde noch immer geküßt, bewegten sich plötzlich seine Knie. Durch sie liefen ein Beben. Vielleicht wäre er gefallen, hätten ihn die Fesseln nicht gehalten und an die Säule gepreßt.

Zudem lagen noch die Hände der Frau zu beiden Seiten seines Kopfes, sie streichelten, sie bewegten sich, als wollten sie den Schädel des Mannes verformen.

Mir kam die Zeit doppelt so lang vor. Wie mußte erst der andere Gefangene leiden!

Plötzlich war es vorbei!

So heftig wie Jill den Kuß begonnen hatte, so beendete sie ihn auch. Sie zog ihren Kopf zurück und trat gleichzeitig einen Schritt nach hinten, wobei sie ein Lachen ausstieß. Ihre Augen funkelten, sie drehte sich halb um und schaute mit einem triumphierenden Blick ihre große Meisterin, Rowena de Largo, an.

Die Sphinx nickte. Sie war mit der Aktion voll zufrieden, das sah ich auch an ihrem Gesicht.

Wie aber ging es mit dem Geküßten weiter?

Noch hatte er sich nicht verändert. Er blieb in seinen Fesseln stehen, nur das Zittern seiner Beine hatte nicht aufgehört. Auch schlugen seine Zähne aufeinander. Schweiß bedeckte sein Gesicht.

Der Lippenstift war verschmiert und hatte seine Spuren um den Mund und auf der Oberlippe hinterlassen.

Wie würde er sterben?

Still, schreiend — oder...

Ich kam nicht dazu, meine Gedanken zu beenden, denn er stöhnte auf. Ein tiefes, ächzendes und auch schrecklich klingendes Geräusch drang aus seiner Kehle und verließ den offenen Mund. Mit ihm sprühte auch Speichel vor die Lippen. Als kleine Bläschen fand er seinen Weg, bevor er zu Boden fiel und dort nasse Flecken bildete.

»Du wirst die gleichen Qualen zu erleiden haben, wie ich sie erlitt, als ihr mich den Strahlen der Sonne aussetztet«, erklärte Rowena. Ihre Stimme klang dabei fast feierlich. »Und so, wie ihr zugeschaut habt, werde auch ich zuschauen. Für dich gibt es keine Möglichkeit mehr. Du mußt sterben, du wirst sterben...«

Und er starb.

Ich kannte den Todesnebel, den der Würfel des Unheils produzieren konnte, wenn man sich auf ihn konzentrierte. So ähnlich erging es dem Mann an der Säule neben mir.

Auch er veränderte sich allmählich zu einem Skelett, denn seine Haut war weich und gleichzeitig brüchig geworden, so daß sie sich von den Knochen lösen konnte.

Sie fiel einfach ab, wurde begleitet von den Schreien, die schließlich leiser wurden und verstummten.

Ich hatte schon längst nicht mehr zu ihm hingeschaut, mein Blick richtete sich auf Jill.

Sie stand vor dem Geküßten, hielt den Lippenstift in der Hand und hatte die Masse hochgedreht.

Gelassen zog sie ihre Lippen mit diesem magischen Teufelszeug nach, um für einen neuen Kuß bereit zu sein.

Den aber brauchte sie nicht zu geben. Eine Person namens Laureen war ausgesucht worden.

Sie trat nur unruhig von einem Fuß auf den anderen, weil sie erst auf den Befehl der Sphinx wartete.

Ich riskierte noch einen Blick auf den Geküßten. Er war tot, und er sah nicht mehr so aus wie sonst. Zur Hälfte bestand er aus einem Skelett, zuletzt würden von ihm nur mehr Knochen zurückbleiben, das war mir klar.

Auch seine Leidensgenossen hatten von seinem Schicksal erfahren. Sie wußten auch, daß ihnen ein gleiches bevorstand, dennoch zeigten sie keine Angst.

Der Gefesselte an meiner linken Seite sprach zum erstenmal und wandte sich direkt an die Sphinx. »Auch wenn du zurückgekehrt bist, wirst du es nicht schaffen.«

Diese Sätze hatte ich nicht verstanden, aber die Sphinx übersetzte sie mir.

»Ich werde es schaffen!« rief sie und tippte ihre zweite Dienerin, Laureen, an. »Geh hin!«

»Soll ich es so machen wie Jill?«

»Ja!«

Laureen nickte. Sie lächelte bereits in wilder Vorfreude. Dieses Opfer hatte keine Chance, ihr zu entwischen. Ihre Augen glänzten dabei, sie schaute mich noch einmal an.

Laureen war hübsch. Das rötlichbraune Haar bildete schon eine Flut um ihren Kopf. Auch ihre Figur konnte sich sehen lassen. Sie trug einen engen Rock in der satten grünen Farbe, wie sie in diesem Sommer modern war.

Laureen brauchte nicht weit zu gehen. Auch sie baute sich zunächst vor ihrem Opfer auf, ohne es anzusprechen.

Sie fixierte den Mann.

Der gab den Blick zurück. Ob ängstlich oder nicht, konnte ich nicht erkennen, doch kein Laut der Klage drang über seine Lippen, obwohl er wußte, was ihm bevorstand.

Laureen aber stieß einen Laut aus. Er hörte sich an wie ein hartes Knurren oder Grunzen, ein Geräusch der wilden Vorfreude. Laureen wollte küssen - und vernichten.

Rowena de Largo beobachtete die Szene mit wachsendem Vergnügen. Es machte ihr Spaß zuzusehen, wie Laureen ihre Lippen auf den Mund des Gefesselten preßte und sich auch dementsprechend bewegte. Dabei schüttelte die Sphinx noch den Kopf, als gehörte auch er zu einem Raubtier.

Ich zerrte an den Stricken. Manchmal verrutschten sie etwas an der glatten Säule, nur los bekam ich sie nicht. Ich konnte mich nicht herauschieben, auch wenn es mir gelungen wäre, hätte ich nicht sicher sein können, mit dem Leben davonzukommen. Einen wilden Schrei von sich gebend, sprang Laureen zurück. Arme und Hände hatte sie gespreizt. In ihrem Gesicht leuchtete die Freude über die schreckliche Tat.

Aber konnte man sie dafür verantwortlich machen? Ich traute mich nicht, über sie zu richten. Jill und auch Laureen würden ganz anders denken, wenn sie die magische Farbe nicht auf ihren Lippen verteilt hätten. Nein, sie standen unter einem dämonischen Bann. Leider schafften es die Anführer meiner Feinde immer wieder, Menschen in ihren grausamen Kreislauf mit hineinzuziehen.

»Es ist gut«, sagte die Sphinx. »Ihr wart beide wunderbar. Ich kann euch nur gratulieren.«

»Und wer soll jetzt küssen?« Eine blonde junge Frau hatte die Frage gestellt. Sie selbst war begierig darauf, das las ich aus ihren Augen.

»Du kannst es machen, Betty.«

»Danke, ich werde...« Sie sprach nicht weiter, dafür holte sie den Stift hervor, zog die Kappe ab und zeichnete ihre Lippen noch einmal nach. Mir erklärte die Sphinx mit zynischen Worten. »Er ist fast kußeckt, Sinclair.«

»Das glaube ich dir sogar.«

Die Hälfte der vier Aufrechten hatte bereits mit den Tod bezahlen müssen. In den nächsten Minuten folgten die beiden anderen Männer, danach kam ich an die Reihe.

So hatte ich es mir vorgestellt, so rechnete wahrscheinlich auch die Sphinx, doch sie, die bisher still auf dem Fleck gesessen hatte, reagierte plötzlich ganz anders.

Mit einem gezielten Sprung wuchtete sie sich vor und erreichte die drittoberste Stufe des Ranges, wo sie hockenblieb und ein Geräusch hören ließ, das mich wieder an das Fauchen einer Löwin erinnerte. Etwas mußte sie gestört haben...

Ich wartete ab, auch sie tat nichts mehr. Nur drehte sie sich auf der Stelle, so daß ich auch in ihr Gesicht schauen konnte und den lauernden Ausdruck sah. Er war zudem noch suchend und gleichzeitig warnend. Etwas mußte sie gestört haben.

Auch bei mir nahm die Spannung zu. Fast hätte ich sogar gelächelt, doch ich wollte die Sphinx nicht unnötig reizen.

»Soll ich?« fragte Betty.

»Nein, warte noch.«

»Was ist denn?«

Auf dem Fell des Löwenkörpers sträubten sich die Haare. Die Sphinx war aufgestanden und stemmte sich auf ihre Pfoten. Sie drehte ihren menschlichen Kopf, als suchte sie nach einem bestimmten Gegenstand oder einem Feind, der sich irgendwo versteckt hielt. Wie eine Erklärung für ihr Verhalten klangen auch ihre Worte. »Er ist unterwegs!« sagte sie leise. »Er oder es. Ich spüre es genau. Sie kommen aus einer anderen Dimension, sie wollen uns finden, sie wissen bereits Bescheid.«

»Wer denn?« rief Lauren.

»Ich weiß es nicht, meine Liebe. Fürchte aber, daß es kein Freund von uns ist.«

Diese Worte waren Balsam für meine Seele. Sollte es noch jemand anderer geschafft haben, diese Dimension zu erreichen. Wenn ja, dann konnten es eigentlich nur Bekannte von mir sein.

Myxin vielleicht oder Kara.

Ja, an sie glaubte ich eher, denn durch sie war praktisch der Fall ins Rollen gekommen.

Rowena de Largo veränderte ihre Blickrichtung. Sie starrte jetzt schräg über die Ränge hinweg in die Tiefe, wo sich der transzendente Spiegel als matter Kreis befand, der mich in seiner Farbe an poliertes Blei erinnerte. Dort befand sich der Ort, den die Frau überhaupt nicht mochte. Da hatte sich etwas zusammengebraut, hielt sich noch in den Tiefen versteckt, bis zu dem Augenblick, als die Oberfläche so aussah, als würde sie in zahlreiche Scherben zerspringen.

Die Sphinx sprang nicht vor. Sie fühlte sich mit einemmal nicht mehr so überlegen wie sonst. Etwas war geschehen, das sie nicht überblicken konnte. Eine Gefahr für sie mußte vorhanden sein. Noch hielt sich diese im Unsichtbaren verborgen.

Sosehr ich mich anstrengte, ich bekam sie ebenfalls nicht zu Gesicht, bis ich plötzlich eine schrille Frauenstimme hörte, die auch die nicht Gefesselten erstarren ließ.

»Ich glaube, es ist genug geküßt worden!«

Ich kannte die Stimme, und mein Herz klopfte plötzlich schneller. Diejenige Person, die sich noch immer nicht zeigte, aber gerufen hatte, war tatsächlich Kara.

Plötzlich klopfte mein Herz schneller. Die freudige Überraschung trieb meinen Kreislauf wieder an, trotz der harten Fesseln, die mich noch immer hielten.

Mit einem Sprung zurück erreichte die Sphinx wieder ihren ursprünglichen Platz. Die Haut auf ihrem Gesicht wirkte in diesem

Augenblick so gespannt, als würde sie reißen.

Ihre Augen erinnerten an kalte Inseln, Laternen, die mit einem tödlichen Licht gefüllt waren.

»Wer bist du?« schrie sie endlich zurück.

»Du müßtest mich kennen, Rowena, denn auch ich gehöre zu denjenigen, die den Untergang überlebten.«

»Das waren viele.«

»Ich weiß, aber nur wenige haben auch die Zeiten danach überdauert und dort weitergemacht, wo sie aufhörten. Ich habe schon damals gegen das Böse gekämpft. Ich habe mich gegen die Schatten der Dämonen und Götter gestemmt, weil ich es meinem Vater einfach schuldig war, der mir vor dem Untergang das Schwert mit der goldenen Klinge übergab, das Nathan, der Schmied, herstellte.«

Plötzlich wußte Rowena Bescheid. Sie riß ihren Mund weit auf. Der Ruf war ein wilder Schrei, und er hallte tief in die Arena hinein.

»Kara!«

»Genau, Rowena. Ich bin Kara, die Tochter des Delios. Waren wir nicht schon in Atlantis Feinde?«

»Das stimmt.«

»Und jetzt sind wir wieder in diesem Kontinent. Auch jetzt stehen wir uns als Feinde gegenüber. Ich bin gekommen, um dich nicht mehr in die neue Zeit, die wir Gegenwart nennen, zurückkehren zu lassen. Hast du gehört? Dein Weg ist hier zu Ende...«

... zu Ende... zu Ende... — so hallte das Echo nach und pflanzte sich noch im weiten Rund fort.

Die Sphinx hatte sich wieder gefangen. »Weshalb versteckst du dich? Hast du Furcht, dich zu zeigen?«

»Nein, du wirst mich schon sehen. Schau her. Sieh dorthin, wo die Sonne schräg über den beiden Säulen steht. Dieser Platz liegt dir genau gegenüber.«

Nicht nur Rowena de Largo drehte den Kopf, ihre sechs

Dienerinnen taten es ihr nach.

Kara hatte nicht gelogen. Sie hatte es auch nicht nötig, sich zu verstecken.

Ihre Gestalt erschien in dem Freiraum zwischen den beiden Säulen. Ihr Auftritt erinnerte beinahe an den einer Operndiva, nur war hier nichts einstudiert wie auf einer Bühne.

Sie kam, blieb stehen und schaute. Das Schwert hatte sie bereits gezogen. Sie hielt es schräg vor ihrem Unterleib. Die eine Hälfte der Waffe wurde von den einfallenden Sonnenstrahlen getroffen und leuchtete in einem blendenden Goldschein.

Kara kam mir vor wie eine überirdische mythische Gestalt aus einer fremden Dimension. Sie zeigte weder Furcht noch zu große Tollkühnheit. Sie stand einfach da und wartete.

Rowena de Largo hatte sich wieder gefangen. »Es ist gut, daß du gekommen bist, so können wir es austragen.«

»Das wollte auch ich.«

»Und wo?«

»Ich wäre dafür, daß wir es in der Arena versuchen. Das ist der richtige Platz, nicht wahr?«

»Ich bin einverstanden!«

»Dann geh vor.«

Kara tat ihr den Gefallen. Die Sphinx aber stoppte noch für einen Augenblick, denn sie drehte ihren menschlichen Kopf und gab den sechs Frauen einen zischenden Befehl.

»Küßt ihn, küßt Sinclair!«

Damit hatte sie nicht nur mich überrascht, auch ihre Helferinnen wußten zunächst nicht, was sie tun sollten. Sie standen da, schauten sich an, und keine kümmerte sich um Rowena de Largo, die mit großen Sprüngen die Ränge hinabsetzte, um ihr Ziel, die Arena, zu erreichen. Mich hatte sie zurückgelassen. Einen Gefesselten, dem

sechs Gegnerinnen gegenüberstanden.

»Wir alle sollen ihn küssen?« fragte Betty.

»Ja, das hast du gehört«, wurde ihr geantwortet.

»Und wer macht den Anfang?«

»Du«, sagte Laureen. »Du bist ja von Rowena ausgesucht worden, um dich um den nächsten Mann zu kümmern.«

»Ja, das stimmt.« Die Blondine lächelte. »Also, wenn ihr nichts dagegen habt...«

»Nein...«

Ihre Nasenflügel blähten sich. Durch den Körper schien ein Strom der Kraft zu rinne, als sie den rechten Fuß vorschob und einen Schritt auf mich zukam.

Mir wurde heiß und kalt zugleich. Im Prinzip spielte es keine Rolle, wer mich küßte, der Erfolg würde der gleiche sein.

Plötzlich war jemand hinter mir! Eine siebte Küsserin? Nein, ein Mann, der mit einer flüsternden Stimme beruhigende Worte sprach.

»Nur keine Panik, Junge, ich bin bei dir.«

Suko!

Ich hatte den Namen geschrien, aber in Gedanken. Niemand sollte merken, daß sich mir mein Befreier genähert hatte. Glücklicherweise war die Säule so breit und dick, daß sie die Gestalt meines Freundes verdeckte. Wenn er die Fesseln durchtrennen wollte, dann mußte er sich verdammt beeilen, weil Betty schon so nahe an mich herangekommen war, daß sie mich berührte. Ihre Hand legte sie auf meine Wange. In den Augen glühte das Verlangen. Der Mund leuchtete wie ein roter Tod, ein Versprechen, das mir die Haut von den Knochen ziehen würde, wenn ich einmal die Lippen auf den meinen spürte.

Suko erschien wie ein Geist links der Säule oder wie ein materialisierter Schatten. Sein harter Schlag traf Betty, die von den Füßen gerissen wurde, und einen Moment später erstarrten alle

Anwesenden, weil Suko die Magie seines Stabes aktiviert und das Berühmte Wort »Topar« gerufen hatte. Für die Dauer von fünf Sekunden stoppte jetzt die Zeit. Nur der Rufer konnte sich bewegen, das nutzte Suko auch aus. Ein Messer hielt er schon bereit. Er schob die Klinge schräg unter die Stricke, kippte sie dann und begann zu säbeln.

Obwohl ich mich selbst nicht rühren konnte, spürte ich das Rucken, wie die Seile von der Klinge durchgetrennt wurden. Meine Arme waren zuerst frei, danach die Beine, ich wollte gehen, aber die Zeit war noch nicht um. Dann sackte ich zusammen. Der Blutstau war einfach zu stark gewesen. Suko lachte mich an. »Verdammt, Alter, willst du nicht hoch? Hier sind sechs Frauen, die dich küssen wollen.«

»Und Rowena?«

»Um die kümmert sich Kara!«

Genau das hatte die Schöne aus dem Totenreich auch gewollt. Endlich abrechnen mit einer Person, die sie schon während ihrer Existenz in Atlantis gejagt, aber nicht gefaßt hatte.

Nun standen die Chancen gleich!

Auch wenn sich die Sphinx dank ihrer Gestalt schneller die Stufen herabbewegte als Kara.

Je tiefer die Schöne aus dem Totenreich ging, um so mehr hatte sie den Eindruck, daß sich der Tempel allmählich vergrößern würde. Die Säulen wirkten wie gewaltige Beine, als wollten sie den Himmel stützen, die Ränge waren schräg in die Höhe laufende Wände, jetzt allerdings wie leergefegt wirkend.

Mit einem letzten Satz erreichte die Sphinx als erste das Ziel. Sie sprang in den bleifarbenen Kreis hinein, der auch weiterhin von einem Muster aus Splintern durchzogen wurde. Rowena knickte ein, fing sich aber sehr schnell und stellte sich so hin, daß sie der

dunkelhaarigen Frau mit dem goldfarbenen Schwert entgegenstarren konnte.

Auch Kara nahm die letzten Stufen mit zwei geschmeidigen Sprüngen. Am Rand der Arena blieb sie stehen, das Schwert in der Rechten haltend, die Klinge aber dann wie eine geschickte Ninja um die eigene Hand wirbelnd, so daß sie nur mehr aus Reflexen bestand. Die Sphinx war nicht einmal zusammengezuckt. »Damit kannst du mich nicht beeindrucken!« erklärte sie.

»Ich weiß, es sollte auch nur der Geschmeidigkeit meines Handgelenks dienen.«

Der Worte waren genug gewechselt worden. Beide wußten genau, was sie voneinander zu halten hatten. Nur eine von ihnen würde die Arena lebend verlassen.

Rowena zog sich zurück, als Kara Kampfhaltung annahm und sich mit leicht gespreizten Beinen aufbaute. Die Spitze der Klinge zeigte schräg nach vorn. Wenn die Sphinx jetzt sprang, würde sie glatt an der Flanke aufgeschlitzt werden. Sie tat es nicht.

Rowenas Gesicht war verzogen. Den geschminkten Mund hielt sie halboffen. Zischende Geräusche drangen über die roten Lippen, vermischt mit einem drohenden Knurren.

Ihre Blicke waren in Bewegung. Sie studierte ihre Gegnerin, wollte erkennen können, wie sie das Schwert führte.

Dann sprang sie.

Es war ein »Hecht«. In ihm steckte die Kraft des Löwenkörpers, und sie hätte Kara auch mit ihren Pranken zu Boden geschmettert, aber diese konnte ausweichen.

Ihre seitliche Drehbewegung ließ den Sprung ins Leere landen. Die Sphinx kam mit den vier Löwentatzen zuerst auf, rutschte noch ein Stück und prallte gegen die runde Mauer vor der ersten Reihe. Kara jagte auf die Sphinx zu. Den Griff hielt sie mit beiden Händen und wuchtete die Klinge nach unten.

Auch Rowena war keine Anfängerin. Sie flog zur Seite, so daß die Klinge fehlte und in das Mauerwerk hieb. Es gab einen klatschenden und gleichzeitig glockenreinen Klang, als die beiden unterschiedlichen Materialien zusammenprallten.

Kara kreiselte herum.

Rowena war schon da. Sie schlug. Dem mörderischen Prankenhieb konnte Kara nicht mehr ausweichen. Sie riß noch die Klinge hoch, spürte den Ruck, als diese von der Pranke zur Seite geschlagen wurde, und bekam den Stoß von der anderen mit.

Die Wucht schleuderte Kara über die Mauer hinweg. Rücklings kippte sie zu Boden. In dieser Lage war sie so gut wie hilflos, und die Sphinx hockte bereits auf der niedrigen Mauer.

Sie schlug zu wie eine Katze. Ihre Hiebe kamen von zwei Seiten gleichzeitig. Sie fetzten den Stoff des langen Kleides auf. Kara spürte das warme Blut, das aus den Katzenwunden an ihren Oberschenkeln rann. In einer verzweifelten Bewegung stieß sie das Schwert vor.

Sie hatte Glück. Die Klinge erwischte ein Ohr des Monstrums, aber kein Blut strömte aus der Wunde, dafür eine dicke, gelblichbraune Flüssigkeit. Die Sphinx zog sich brüllend zurück. Ihr menschliches Gesicht war in wilder Wut verzerrt, während Kara auf die Beine schnellte und mit einem Satz an einer anderen Stelle über die Mauer hinwegflog, so daß sie wieder in der Arena landete.

Abermals wirbelte sie das Schwert um die Hand, und es sah bei ihr spielerisch leicht aus.

»Komm!« keuchte sie. »Los, du mußt kommen! Ich will dich! Nur eine von uns kann überleben!«

Rowena schüttelte den Kopf. Sie brüllte vor Wut und Haß. In dieses Gebrüll hinein rammte Kara die Klinge.

Die Sphinx duckte sich, sie rutschte über den Boden, sprang dann hoch, und daraufhatte Kara gewartet.

Als sich Rowena schon fast über ihrem Kopf befand, rammte Kara die goldene Klinge mit einem gewaltigen Kraftakt in die Höhe, und sie sah, wie das Schwert im Unterleib der Sphinx verschwand. Rowena de Largo schüttelte sich, dann sackte sie zu Boden, und Kara kam nicht schnell genug weg. Der Löwenkörper riß sie noch um, schleuderte sie um die eigene Achse, wobei sie Glück im Unglück hatte, weil sie den zuckenden und schlagenden Pranken entwich. Neben ihr hackten die Krallen in den Untergrund, ohne ihn zerstören zu können.

Kara kroch einige Schritte zur Seite und richtete sich waffenlos auf. Ihr Schwert steckte im Körper der Sphinx.

Was sie vor 10.000 Jahren und länger nicht geschafft hatte, wurde nun, abermals in der Vergangenheit, Wirklichkeit. Rowena de Largo konnte der goldenen Klinge nichts mehr entgegensetzen, so sehr sie es auch versuchte.

Sie stand auf, das schaffte sie noch. Ihre Beine zitterten, das Gesicht zeigte eine furchtbare Entstellung. Schräg in ihrem Körper steckte die Klinge. Der Griff schaute dabei wie ein Siegeszeichen aus dem Rückenfeil hervor. Kara ging noch zwei Schritte zurück. Sie hatte sich so aufgebaut, daß sie ihre Gegnerin anschauen konnte. Dann sprach sie in das von Angst und Schmerzen gezeichnete Gesicht hinein.

»Eine von uns konnte nur überleben. Ich bin es, Rowena. Ich habe die Ur-Sphinx geschafft. Das Grauen hat ein Ende. Es wird sich nicht mehr ausbreiten können.«

Die Löwin mit dem Menschenkopf zitterte. Sie versuchte, sich auf Kara zuzuschieben, weil sie die Niederlage einfach nicht wahrhaben wollte. Bisher war sie es gewesen, die immer gewonnen hatte. An Aufgabe dachte sie auch jetzt nicht.

Kara ließ sie kommen.

Den ersten Schritt, den zweiten. Der dritte war schon weniger

kraftvoll geführt, denn die Sphinx knickte mit den hinteren Beinen ein und bekam den Körper kaum hoch.

Trotzdem fauchte sie Kara an. »Ich werde dich zerreißen. Ich werde dich vernichten und zerstückeln. Nein, es wird nicht nur eine Siegerin geben. Wenn wir verlieren, dann gemeinsam, das schwöre ich dir, verdammt noch einmal...«

»Dann komm her!« sagte Kara kalt.

Die Sphinx fiel zu Boden. Diesmal konnte sie sich nicht erheben. Schwerfällig rollte sie auf die Seite und blieb so liegen. Kara konnte dabei in das Gesicht blicken und sah, wie die doch menschlichen Augen allmählich brachen.

Sie wollte noch etwas sagen. Der rot gefärbte, sehr breit gewordene Mund hatte sich schon geöffnet, als die Sphinx mitten in der Bewegung erstarrte.

Kara wollte es erst nicht glauben. Als sich Rowena auch weiterhin nicht rührte, ging sie zu ihr.

Mit der Fußspitze trat sie gegen den Körper. Der harte Widerstand gab ihr recht.

Rowena de Largo war tatsächlich versteinert! Kara nahm es hin. Sie lief um den bewegungslosen Körper, reckte ihre Arme und faßte nach dem Schwertgriff.

Ihre Furcht, die Waffe nicht mehr aus dem Stein hervorziehen zu können, bewahrheitete sich nicht. Es gelang ihr sogar mit wenig Kraftaufwand. Und als sie das Schwert in der Hand hielt, vernahm sie das Knirschen.

Die steinerne Gestalt vor ihr zerstörte sich selbst. Sie zerbröselte, zersprang in zahlreiche Teile, die sich wenig später in Staub auflösten. Das war geschafft!

Aber Kara hatte nicht allein zu kämpfen gehabt, und sie fragte sich, wie es ihren Freunden ergangen war...

Diesmal hatten die sechs Frauen keinen Befehl bekommen, aber sie wußten auch von allein, was sie zu tun hatten. Gleich zu dritt stürzten sie auf mich zu.

Ich kniete noch immer, hatte den Kopf erhoben, schaute in ihre Gesichter und sah fast nur die blutroten Münder, aus denen mir ihr Geschrei entgegenrang.

Als sie sich vorwarfen, »explodierte« ich. Ich stieß mich ab, schnellte hoch, hatte meine Arme ausgestreckt, die Hände zu Fäusten geballt und rammte beide vor. Ich traf.

Schreie erklangen, Körper flogen zurück. Wie ein Schatten sah ich Suko, der sich um die drei anderen Furien kümmerte und sie mit gezielten Schlägen zu Boden schickte, während es einer anderen gelang, sich über mich zu werfen und mich, da ich geschwächt war, noch auf den Rücken zu zwingen.

Sie wollte unbedingt den Todeskuß ansetzen, hatte den Mund dabei sogar aufgerissen, als ich mein Bein anwinkelte und das Knie nach vorn stieß. Es war ein Supertreffer. Die Frau wurde hochgehoben, dann kippte sie zur Seite und wurde von Suko in Empfang genommen. Dabei wurde ihr Gesicht käseweiß.

Eine Sekunde später befand sie sich im Reich der Bewußtlosigkeit. Die letzte stolperte über meine Beine, die ich ihr entgegenstreckte. Sie fiel direkt in meinen Haken.

Es war meine Freundin Jill, die plötzlich die Augen verdrehte und sich neben meiner rechten Seite »schlafen« legte.

Der ausgestreckte Arm und eine Hand schoben sich in mein Blickfeld. Darüber grinste mich Suko an. »Komm hoch, Alter!«

Ich ließ mich von meinem Freund auf die Beine ziehen, der es nicht lange aushielt und noch die beiden gefesselten Atlanter befreite.

An der Säule mußte ich mich festhalten. Meine Glieder schmerzten stark, die sechs Frauen lagen verteilt am Boden. Eine war bis vor die oberste Reihe gerollt.

Keine hatte ihr Leben lassen müssen, und das war gut so. Mein Blick glitt hinunter in die Arena. Dort sah ich Kara. Sie winkte mit dem Schwert, ein Zeichen des Sieges, denn neben ihr lag regungslos die Sphinx. Sie kam mir vor, als wäre sie versteinert, und ich sah auch, wie sie zerbrach.

Suko kam zurück. Die beiden Atlanter sprachen miteinander, dann winkten sie Kara zu und erklärten in einer mir nicht verständlichen Sprache irgend etwas.

Kara gab eine laute Antwort. Was die drei auszumachen hatten, ging nur sie etwas an. Suko und ich mußten uns um die sechs bewußtlosen Verkäuferinnen kümmern. »Hierbleiben können sie nicht«, sagte der Inspektor und hievte Betty auf die Beine. »Wir müssen sie mitnehmen.«

»Wie kommen wir zurück?«

»Die Arena ist ein magisches Feld«, erklärte mein Freund. Einige Zeit später befanden wir uns alle dort. Einige Frauen waren aus ihrer Bewußtlosigkeit erwacht und schauten sich staunend um. Natürlich verlangten sie nach Erklärungen, wir verzichteten darauf, ihnen welche zu geben. An ihren Augen erkannte ich, daß der Bann, unter dem sie gestanden hatten, gebrochen war.

»Kommt in den Kreis«, sagte Kara und warf einen letzten Blick auf die beiden Atlanter. »Sie werden es erzählen und berichten, so entstehen die Sagen und Legenden. Auch Atlantis hat da keine Ausnahme gebildet, meine Freunde.«

Danach mußte sich Kara konzentrieren, und ich hatte das Gefühl, im Boden zu versinken. Den anderen erging es ebenso. Die sechs Verkäuferinnen klammerten sich aneinander, sie starrten sich an, sie wollten rufen, fragen, schreien, da war die Welt des alten Kontinents bereits um sie herum versunken.

Von der Zeitreise bekamen sie ebenso wenig mit wie Suko und ich. Aber sie atmeten auf, als London sie und uns wiederhatte... Es war

ein Fall gewesen, den wir so leicht nicht vergessen würden. Auch Jane Collins war froh gewesen, uns gesund und munter wiederzusehen.

»Was es nicht alles gibt«, sagte sie, als sie am Morgen unser Büro betrat. »Da kauft man sich einen Lippenstift und wird dämonisch beeinflusst. Unwahrscheinlich.«

»Ja«, sagte ich, »sei demnächst vorsichtig.«

»Keine Sorge. Ich komme vor dem Mittag noch vorbei. Könnt ihr einen Tisch unten beim Italiener reservieren?«

»Mach ich.«

Jane ging, dafür kam Glenda. »Ihr wollt essen?« fragte sie.

»Aber erst später.«

»Kann ich mit?«

»Gern.«

»Also einen Platz mehr«, meinte Suko, der schon den Hörer in der Hand hielt.

Ich hatte mich auf meinen Schreibtischstuhl fallen lassen und die Beine ausgestreckt. Glenda stand vor mir. Plötzlich öffnete sie ihre linke Faust und nahm mit spitzen Fingern den Lippenstift hervor. Ich bekam große Augen. »Was ist das denn?«

»Ein Lippenstift.«

»Das sehe ich. Aber ist das...?«

»Natürlich. Lucky Lips, John. So preiswert und kußfest ist im Moment keiner.« Sie zog geschickt die Konturen ihres Mundes nach. »Willst du nicht mal ausprobieren, ob Lucky Lips tatsächlich kußfest ist, mein Lieber...?«

Abwehrend hob ich beide Arme. »Nichts gegen dich persönlich, Glenda, aber von Lippenstiften bin ich für die nächste Zeit kuriert...«

ENDE

[\[1\]](#) Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 005 »Alptraum in Atlantis«